Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 25 (1966)

Artikel: Die Latinisierungen in den Strassburger Eiden
Autor: Nelson, H.L.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-21238

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Latinisierungen in den Straßburger Eiden *

Die Frage, wie der Text der beiden altfranzösischen Straßburger Eide, der uns in Nithards *Historiae* 3, 5 überliefert ist, sprachlich zu charakterisieren sei, ist schon oft zur Erörterung gestellt worden. Die meisten Sprachforscher haben dieses Problem dadurch lösen wollen, daß sie festzustellen suchten, welche mundartlichen Merkmale der altfranzösische Text aufweise. Mit Hilfe des Dialekts hofften sie gleichzeitig Schlüsse auf die engere Heimat des Verfassers jener beiden Texte ziehen zu können. Da jedoch auch noch in neuester Zeit ihre Ansichten hierüber weit auseinandergehen, dürfte es lohnend sein, abermals nachzuprüfen, inwiefern die überlieferte Textgestalt eine Aussage über die mundartliche Zugehörigkeit überhaupt gestattet. Eine erneute Untersuchung der sprachlichen Eigentümlichkeiten der Straßburger Texte dürfte nämlich ergeben, daß die mundartliche Forschungsmethode hier nicht zum Ziele führt, im Gegenteil, eine richtige sprachliche Bewertung der Texte *a priori* verhindert[1]. Ehe ich jedoch den Versuch mache, einen anderen Gesichtspunkt für die sprachliche Charakterisierung der Eide darzulegen, möchte ich das Wichtigste dessen, was bisher darüber vorgebracht wurde, nochmals in den Blick treten lassen (wobei ich den Leser um einige Nachsicht bitte, wenn ich bei der vorgenommenen Übersicht zunächst auf Altbekanntes zurückgreifen muß).

Im großen und ganzen wurde von vier Gegenden Frankreichs behauptet, sie hätten die dialektischen Grundlagen für den Text der Eide geliefert. Drei davon gehören dem Süden des altfranzösischen Sprachraums an; aus dem Norden ist bisher nur eine Gegend als sprachliche Heimat der Eide angesehen worden, und zwar die Pikardie. Hierbei muß allerdings sofort bemerkt werden, daß der wichtigste Befürworter dieser These, der bekannte Historiker F. Lot, nur das Vorhandensein eines ziemlich losen Zusammenhanges zwischen der Textgestalt der Eidesformulare und den nördlichen altfranzösischen Mundarten anzunehmen geneigt ist; ich werde weiter unten hierauf näher eingehen. Die Befürworter einer Beheimatung im Süden des altfranzösischen Sprachraums hingegen sind im allgemeinen der Ansicht, daß sich eindeutige Dialektismen in den Eidestexten nachweisen lassen.

Als erste der drei bisher vorgeschlagenen südlicheren Lokalisierungen muß die

* Zu Dank bin ich meinem Utrechter Kollegen H.-E. Keller verpflichtet, mit dem ich manches Problem, das zur Erörterung kommt, besprechen konnte.

[1] Als vorliegende Zeilen bereits geschrieben waren, kam mir der interessante Aufsatz von H. Lüdtke, *Die Entstehung der romanischen Schriftsprachen, VRom. 23* (1964), p. 3ss., zu Gesicht. Die in jenem Aufsatze gemachten Ausführungen möchte ich als eine willkommene Ergänzung meiner eigenen Darstellung betrachten.

Gegend von Poitiers genannt werden. Schon G. Lücking (*Die ältesten französischen Mundarten,* Berlin 1877, p. 189ss.) hat darauf hingewiesen, daß Poitiers und Umgebung zum Kerngebiet der Hausmacht Karls des Kahlen gehört habe und somit als sprachliche Heimat der Eide betrachtet werden könne. E. Koschwitz hat in seinem *Commentar zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern,* Heilbronn 1886, p. 35ss., diese Vermutung, die von Lücking nur auf Grund von historischen Erwägungen geäußert worden war, durch sprachliche Argumente näher zu begründen gesucht. In der Hauptsache gehen Koschwitz' Ausführungen dahin, daß die vielen Endsilben mit volltonigem *-o* und *-a,* statt tonlosem *-e* (d. h. *ə*), südfranzösischen Spracheinfluß verraten; und besonders die Mundart von Poitiers habe damals noch viele südliche Charakterzüge aufgewiesen. Im Jahre 1935 wurde die Theorie der sprachlichen Beheimatung in Poitiers, dem Residenzort Karls des Kahlen, nochmals von A. Ewert verteidigt (*The Strassburg Oaths,* in: *Transactions of the Philological Society,* Oxford, p. 16ss.), wenn auch mit dem Unterschied, daß das Gewicht der sprachlichen Argumentierung etwas abgeschwächt wird. Ewert gibt zu, daß die volltonigen *-o* und *-a* in Endsilben auch auf «archaisierenden Tendenzen, dem Fortleben älterer sprachlicher und orthographischer Gewohnheiten» beruhen könnten (*op. cit.,* p. 30). Und außerdem spricht er die Vermutung aus, daß Inhalt und Wortlaut der Eide Bearbeitungen eines lateinischen Originals gewesen seien[2]. 1956 schließlich wurde von A. Castellani (*Le problème des serments de Strasbourg, Atti dell'VIII° Congresso intern. di Studi Romanzi a Firenze* II/1, p. 103ss.) abermals ein Versuch gemacht, für die «Poitiershypothese» sprachliche Indizien ins Feld zu führen: im Altaquitanischen sei *ka-* (*ca-*) noch nicht zu *cha-* geworden; außerdem seien in einigen mittelalterlichen Texten aus jener Gegend Parallelen zu belegen für *Christian* statt *Christien* (oder *Chrestien*), für *sagrament* statt *sairement,* und für *-a* als Stützvokal bei *Konsonant* + *r* (ähnlich wie bei *fradra* und *sendra* in den Straßburger Texten). Castellani muß jedoch *op. cit.,* p. 124 selber eingestehen, daß anderseits *sauir* statt *sabir* (oder *saber*) < SAPĒRE sehr schlecht zu dem Gesamtbild der altaquitanischen Mundart paßt: das intervokalische *-v-* ist hier – wie in vielen anderen Wörtern (vgl. die dem Aufsatz p. 113 beigelegte Dialektkarte) – deutlich ein nordfranzösisches Charakteristikum. Und auf die Frage, ob nicht *Christian* und *sagrament* eher als für Aquitanismen für Archaismen anzusehen seien, wird von Castellani überhaupt nicht eingegangen. Ferner wird bei ihm das Problem der

[2] Ewerts Ansicht, daß sowohl die altfranzösische wie die althochdeutsche Version der Eide auf dasselbe lateinische Original zurückgehen, wurde von M. ROQUES abgelehnt in *MAe. 5* (1936), p. 157ss.: die gegenseitigen Differenzen zeigten zur Genüge, daß beide Redaktionen trotz selbstverständlicher Konkordanz des Inhalts im allgemeinen dennoch voneinander unabhängig seien. Die von Ewert aus merowingischen Urkunden zusammengestellte Liste lateinischer Parallelen zum altfranzösischen Wortlaut der Eide ist neuerdings auf sehr reichhaltige Weise erweitert worden von K. EWALD, *Formelhafte Wendungen in den Straßburger Eiden, VRom. 23* (1964), p. 35ss.

Vokaldiphthongierungen (*ẹ* > *ei*, *ọ* > *ou*, *ẹ* > *ie*, *ọ* > *uo*) so summarisch erörtert, daß dem Leser nicht deutlich wird, ob er das Fehlen solcher Diphthonge dem Einfluß eines altaquitanischen Dialekts oder vielmehr einer archaisierenden Tendenz zuschreiben möchte.

Eine zweite südliche Gegend des französischen Sprachraums, die nach der Ansicht einiger Sprachforscher die mundartliche Grundlage für die *Straßburger Eide* abgegeben haben soll, ist die Umgebung der ehemaligen Hauptstadt Galliens, d.h. Lyons. Einer der einflußreichsten Verfechter dieser Theorie war bekanntlich H. Suchier (cf. *Die Mundart der Straßburger Eide,* in: *Festgabe für W. Foerster,* Halle 1902, p. 199ss.). Suchier betont, daß mittelalterliche Texte aus dem südostfranzösischen Gebiet bis ins 13. Jahrhundert hinein unbetontes *-o* in Endsilben aufweisen. Ferner hebt er hervor, daß in den Verbalformen *dunat* und *conseruat* ursprüngliches *a* in den Endsilben erhalten sei, während bei *fazet* < FACIAT ein Übergang von *a* > *e* stattgefunden habe: in letzterem Falle läge ein durch den vorhergehenden palatalen Konsonanten (*z* < *ci*) bedingter Übergang *a* > *e* vor, der als ein charakteristisches Merkmal der mittelalterlichen Mundarten der Lyoner Gegend zu werten sei. Die Frage, ob die Schreibung der Vokale in den Endsilben nicht eher auf lateinischer Schultradition als auf phonetischem Wandel beruhen könnte, wird auch von Suchier nicht aufgeworfen. Und es dürfte besonders diese Unterlassung dafür verantwortlich sein, daß Suchiers Argumentationen wenig überzeugend wirken.

Ähnlich wie Suchier urteilte A. Tabachovitz (*Etude sur la langue de la version française des serments de Strasbourg,* Diss. Uppsala 1932, p. 14s. und 112ss.) über den sprachlichen Charakter der Eide[3]. Auch nach der Meinung dieses Gelehrten sind die «archaischen» Vokale *a* und *o* am Wortende Indizien für die Zugehörigkeit zu einer südlichen Mundart. Da jedoch der althochdeutsche Paralleltext einen rheinfränkischen Sprachcharakter trage und da es ferner wahrscheinlich sei, daß eine und dieselbe (zweisprachige) Person für die Niederschrift der Texte in beiden Sprachen verantwortlich sei, hätten wir die sprachliche Heimat der altfranzösischen Texte im Grenzgebiet der mittelrheinischen Franken, etwa in der Umgebung von Metz, zu suchen. Die dort gesprochene lothringische Mundart habe zu jener Zeit den südlicheren französischen Dialekten näher gestanden, als dies heutzutage der Fall ist. Als besondere Stütze für seine Ansichten zieht Tabachovitz die oft diskutierte Wortgruppe *lostanit* heran, die er als *lo se tanit* interpretiert: *se* sei ein Reflexivpronomen, *tanit* sei aus TENEAT entstanden. In dem letzteren Wort liege, in Übereinstimmung mit Sprachgewohnheiten, die man noch in mittelalterlichen Texten

[3] Die von TABACHOVITZ als Ergänzung zu seiner Dissertation veröffentlichte Studie *Quelques remarques complémentaires sur la langue des Serments français* (Härnösand 1936) kenne ich, da sie mir nicht zugänglich war, lediglich aus den Besprechungen; vgl. z. B. VON WARTBURG, *ZRPh. 57* (1937), p. 655s., und SUCHIER, *Lbl. 59* (1938), p. 265s.

aus der benachbarten Franche-Comté beobachten könne, ein dialektischer Übergang von akzentuiertem *e* zu *a* vor palatalisiertem *n* vor: man könne mit *tanit* die in den soeben genannten Texten begegnenden Verbalformen *taigne, teigne* = TENEAT vergleichen. Es muß jedoch dagegen bemerkt werden, daß die interpretatorische Crux *lostanit* wenig geeignet ist, hierauf weitgehende Thesen zu gründen.

Bereits 1920/21 wurde der allgemein verbreiteten Meinung, daß die volltonigen Vokale *a, o* und *u* (anstelle von *e,* d. h. *ə*) in den Endsilben als Indiz für südlichen dialektalen Einfluß zu betrachten seien, eine modifizierte Theorie gegenübergestellt, und zwar von A. Wallensköld in einem schwedisch geschriebenen Aufsatz in der *Oversikt av Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar 63* (B 1). In weiteren Kreisen bekannt wurde dieser Aufsatz erst durch eine französische Bearbeitung des Jahres 1927, *Les serments de Strasbourg* (in: *Philologische Studien K. Voretzsch zum 60. Geburtstage dargebracht,* vgl. besonders p. 103s.). Zwar möchte Wallensköld die von Koschwitz vorgetragene Theorie, daß sich zwischen der Sprache der *Straßburger Eide* und der Mundart von Poitiers gewisse Übereinstimmungen nachweisen lassen, nicht völlig in Abrede stellen; er hebt jedoch hervor, daß dieselben linguistischen Eigentümlichkeiten – weil sie im ältesten französischen Sprachdokument begegnen – ebenfalls als sprachliche Merkmale einer Vorstufe des Altfranzösischen (somit als «urfranzösisch», wenn ich hier einen von Wallensköld selbst nicht verwendeten Terminus gebrauchen darf) gedeutet werden könnten. Besonders in bezug auf die Endsilben mit *-o* und *-a* meint Wallensköld, daß sie nicht so sehr als Dialektismen denn als Latinismen zu betrachten seien (die wirklich gesprochene Sprache kenne hier nur *ə*; ebenso sei *ab* eine latinisierende Schreibung für *a*). Seine Ausführungen zusammenfassend spricht Wallensköld sich dahin aus, daß in den Straßburger Texten wahrscheinlich ein durch Dialektismen nur wenig berührter Vorläufer der späteren Literatursprache der Ile-de-France vorliege.

Der Gedanke, daß die Eide in einer von Dialektismen kaum berührten altfranzösischen Gemeinsprache geschrieben seien, wird 1953 nochmals aufgegriffen, und zwar von R. H. Hall in *The Oaths of Strassburg, Phonemics and Classification* (*Language 29,* p. 317ss., vgl. besonders p. 321), wenn auch mit einigen Modifikationen. Während Wallensköld mit Koschwitz die Eide in Poitiers beheimatet, bevorzugt Hall die von Tabachovitz vorgeschlagene Lokalisierung in Lothringen. Ferner hatte Wallensköld, wie die am Ende des Aufsatzes (p. 104) von ihm hinzugefügte phonetische Umschrift der Eide deutlich zeigt, einen beträchtlichen Unterschied zwischen der (nach seiner Meinung durch das Mittellatein beeinflußten) Orthographie und der tatsächlichen phonetischen Aussprache angenommen: so sei *pro* wie *por* ausgesprochen worden, *christian* wie *kresti'jæ:n, poblo* wie *'pᵒɔ:blə, podir* wie *po'đeⁱ:r,* usw. Hall hingegen setzt eine viel größere Übereinstimmung zwischen Orthographie und Phonetik voraus; besonders unkompliziert aber werden von ihm die orthographischen und phonologischen Entsprechungen veranschlagt. Dem Buchstaben *i*

z. B. entsprächen nach seiner Meinung nur zwei Phoneme, /*i*/ (phonetisch: *i*, *i̯* und *j*) und /*e*/ (phonetisch *e*); *pro* wird bei ihm (auch wo das Abkürzungszeichen ꝓ verwendet wurde) mit *pro* umschrieben, *christian* mit *kristián, poblo* mit *póblə,* usw. Auf die Frage, ob nicht etwa für obiges *i,* außer den genannten Aussprachen *i, i̯, j* und *e,* auch noch andere phonetische Entsprechungen existiert haben könnten, etwa *ei* (so daß *podir* wie *poˈđeir* gesprochen worden wäre), wird von Hall kaum eingegangen; lediglich gegen Ende seines Aufsatzes (p. 321) bemerkt er kurz, daß seine Interpretation für *i* und *u* «die meisten der sogenannten Latinismen» ausschalte; übrig bleibe nur das *-mm-* in *commun* und das abschließende *-m* in *nunquam.* Weshalb man bestrebt sein sollte, aus einem frühmittelalterlichen romanischen Text die Latinismen soweit wie möglich zu entfernen, wird nicht ausgeführt. Ebensowenig wird eine Begründung gegeben für das von Hall in der phonologischen Umschrift verfolgte Verfahren, endsilbiges *-o* mit /*ə*/ zu umschreiben (außer in *meon*), endsilbiges *-a* hingegen mit /*a*/ statt /*ə*/ (außer in *fradra, sendra*). Ferner wird eine Abänderung von *suo part* in *sua part* kurz und bündig als «übliche Emendation» bezeichnet; vgl. p. 317[3a].

[3a] Nachdem dieser Aufsatz bereits bei der Redaktion eingereicht war, kam mir die von R. A. Hall und H. Lüdtke in *ASNS 202* (1966), p. 437ss. über das Thema *Graphie und Phonologie in den Straßburger Eiden* geführte Diskussion zu Gesicht. Da bei dieser Gelegenheit besonders die Ansichten des erstgenannten Gelehrten eine etwas ausführlichere Begründung erhalten, möchte ich auf einiges, das von ihm hervorgehoben wird, noch kurz eingehen. So wird von Hall p. 437 die Meinung vertreten, daß der Schreiber der Eide «offenbar einen phonologischen Unterschied» zwischen dem *ei* von *dreit* und dem *i* von *sauir, podir* gemacht habe. Solange jedoch nicht erwiesen ist, daß der Schreiber der Straßburger Texte sich bei der Herstellung seiner Orthographie wirklich in weitgehendem Maße von phonologischen Erwägungen leiten ließ, erscheint Halls These ebenso wenig begründet wie wenn man behaupten wollte, daß heutzutage ein Schreiber aus dem englischen Sprachgebiet einen phonologischen Unterschied zwischen dem *ei* von *height* und dem *i* von *bite* mache.

Ferner muß gegen Hall der Einwand erhoben werden, daß er infolge seines Bestrebens, womöglich jeglichen Einfluß der lateinischen orthographischen Tradition in Abrede zu stellen, den Begriff «lateinisch» allzu stark in rein klassizistischem (und deshalb unhistorischem) Sinne verwendet. So z. B. wenn er p. 439 behauptet, das *i* in *prindrai* (statt *prendrai*) sei «unlateinisch». Wie unten p. 218 (mit einem Hinweis auf B. Löfstedt, *Stud. über die Spr. der langob. Gesetze,* p. 30s.) näher ausgeführt wird, begegnet *prindere* (und *prehindere*) durchaus im frühen Mittellatein: folglich ist die Möglichkeit, daß in *prindrai* eine «lateinische» Graphie vorliegt, für die *Straßburger Eide* ernstlich in Betracht zu ziehen.

Gewiß ist zuzugeben, daß sich nicht ausnahmslos für jede auffällige Straßburger Graphie in den uns zur Verfügung stehenden spätlateinischen Texten und Indices eine Parallele ausfindig machen läßt. Solches gilt z. B. auch für das von Hall, *loc. cit.,* herangezogene *dunat* = *dōnat.* Dies beweist jedoch noch keineswegs die Richtigkeit der von Hall verfochtenen These, daß für die Straßburger orthographischen Varianten durchgehend entsprechende phonologische Distinktionen zu postulieren

Die von Wallensköld vorgetragene Ansicht jedoch, daß die Sprache und die Orthographie der Straßburger Eide einen gewissen artifiziellen Charakter aufweisen und sich deshalb deutlich von der damaligen mundartlich stärker variierten Umgangssprache abheben, hat auch ihre Verteidiger gefunden. Bereits 1921 wurde sie in einer Rezension zu Wallenskölds schwedischem Aufsatz von E. Muret (*R 47*, p. 421 ss.) besonders hervorgehoben und in eine neue Theorie abgewandelt: nicht nur die lateinische Tradition habe den Straßburger Texten ihren Stempel aufgedrückt, sondern auch das Bestreben, eine kunstmäßige Hofsprache, eine Art *aulicum et curiale vulgare* in dantischem Sinne zu schaffen. Murets These wird 1939 in derselben Zeitschrift wieder aufgenommen von dem bereits oben erwähnten Historiker F. Lot (*Le dialecte roman des serments de Strasbourg, R 65*, p. 145 ss.). Zunächst gibt dieser Gelehrte eine Übersicht über die Herkunft der Mannschaften Karls des Kahlen. Da sich herausstellt, daß die Heeresbestände sehr buntscheckig waren, kommt Lot zu der Schlußfolgerung, daß es müßig sei, hierfür einen einzigen, von der gesamten Gefolgschaft gesprochenen Dialekt ausfindig zu machen (vgl. p. 160 ss.). Der Verfasser der Eidesformeln habe sich deshalb genötigt gesehen, eine alle mundartlichen Verschiedenheiten abstreifende Kunstsprache, eine Art «Gemeinromanisch» oder «romanische Koiné» anzuwenden. Allein, es ginge zu weit, für jenes «Gemeinromanisch» den von Muret vorgeschlagenen Terminus «Hofsprache» zu verwenden: zu jener frühen Zeit könne noch kaum eine französische Hofsprache existiert haben (vgl. *op. cit.*, p. 161). Was den Verfasser der Straßburger Eidesformeln anbelangt, betrachtet Lot (p. 162, N 3) die bereits 1886 von G. Paris[4] geäußerte Vermutung, daß Karls Vertrauensmann Nithard der Redaktor nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen Eidesformulare gewesen sei, als «sehr

seien. Der Umstand, daß auch sonsthin im Spätlatein und im frühen Mittellatein, ohne daß sich hierfür eine befriedigende phonologische Erklärung finden ließe, bisweilen *-un-* statt *-on-* geschrieben wurde (aus B. Löfstedt, *op. cit.*, p. 69 ss. zitiere ich *eduniet* = *idōneet*, *nun* = *nōn*, *nunus* = *nōnus*, *patrunus* = *patrōnus*, *punat* = *pōnat*), sollte uns gegenüber den Bestrebungen, dem *-u-* in *dunat* eine besondere phonologische Interpretation beizulegen, recht mißtrauisch machen. So sei nur daran erinnert, daß die in den *Straßburger Eiden* begegnende graphische Dublette *non : nun* uns nicht zu der Annahme berechtigen darf, der Schreiber hätte zwei Aussprachen für eine und dieselbe Verneinungspartikel gekannt: hier liegt (wie so oft im frühen Mittelalter) lediglich eine orthographische Inkonsequenz, nicht aber eine lautliche Dublette vor (vgl. hierzu weiterhin p. 207 und 220).

[4] Der von Lot, *loc. cit.*, zitierte Aufsatz von G. Paris, erschienen in den *Miscellanea in memoria di N. Caix e U. A. Canello*, Florenz 1886, p. 77 ss., besonders p. 83 s., war mir nicht zugänglich. Für Beheimatung der Eide in Nordostfrankreich sprach sich auch G. Baist, *ZRPh. 20* (1896), p. 329 s., aus. Neuerdings wurde Lots Theorie, die Sprache der Eide sei artifizielles Gemeinromanisch, beigepflichtet von A. Monteverdi, *Manuale di avviamento agli studi romanzi, Le lingue romanze*, Mailand 1952, p. 153.

ansprechend». Sowohl für die beiden Könige Ludwig und Karl wie für den Historiker Nithard ist der Nordosten des galloromanischen Sprachraums, etwa die Pikardie, als Jugendheimat zu betrachten. Was nun das sprachliche Band betrifft, das, sei es nur im Hintergrund, die pikardische Mundart mit den Straßburger Texten verbindet, und was ferner das Verfahren angeht, das der Verfasser der Eide bei der Schaffung seines Gemeinromanischen befolgt hat, darüber äußert sich Lot am Ende seines Aufsatzes recht kurz und apodiktisch: es sei heutzutage unmöglich, dem Schalten und Walten des Redaktors in sprachlichen Dingen, die von ihm höchstwahrscheinlich recht willkürlich gehandhabt worden seien, noch in Einzelheiten nachzugehen; es wäre deshalb für die Philologen besser, fortan die sprachliche Interpretation der Straßburger Eide ruhen zu lassen und sich mit nützlicheren Gegenständen zu beschäftigen.

Trotz dieses krassen negativen Urteils von F. Lot dürfte es, so glaube ich, lohnend sein, eine erneute Analyse des sprachlichen Verfahrens unseres Redaktors zu versuchen. Zu diesem Zweck möchte ich, bevor ich mich an einen solchen Versuch wage, erst noch einmal den Text der beiden altfranzösischen Eidesformulare mit Übersetzung und kritischen und interpretatorischen Anmerkungen folgen lassen.

Text der Straßburger Eide

Ergänzungen der Abkürzungen werden mit kursivem Druck bezeichnet, desgleichen emendierte Lesarten (zu letzteren vgl. die kritischen Anmerkungen). Die Zeilenangaben richten sich nach dem Original.

I

Pro D*eo* amur et p*ro* *Christ*ian poblo et nostro co*m*mun / saluament, d'ist di *in* auant, in quant D*eus* / sauir et podir me dunat, si saluarai eo / cist meon fradre Karlo et in a*i*udha // et in cadhuna cosa, si cu*m* om p*er* dreit son / fradra saluar dift, in o quid il mi altre/si fazet. Et ab Ludher nul plaid nu*n*qua*m* / prindrai, qui meon vol cist meon fradre / Karle in damno sit.

II

Si Lodhu/uigs sagrament qu*a*e son fradre Karlo / iurat, conseruat, et Karlus meos sendra / de suo part n*on* lo stanit, si io returnar non // l'int pois, ne io ne neuls cui eo returnar / int pois, in nulla aiu*d*ha contra Lodhu/uuig nun li iu' er.

Kritische Anmerkungen zum Text

I

2. *in:* Verbesserung einer 2. Hand aus *en:* die Vorlage hatte anscheinend die lateinische Form der Präposition *in,* ebenso wie weiterhin in I 2 (*in quant*), ferner 4. 5. 6. 9; II 6 / 4. *aiudha:* 1. Hand *adiudha:* das latinisierende *d* (vgl. lat. *adiutare*) wurde expungiert, vgl. II 6 *aiudha* / 6. *dift:* da die Ligaturen von *ft* und *st* einander zum Verwechseln ähnlich sind (vgl. Lauer, *Ed. Nithard,* Introd. p. XVI), haben einige Gelehrte (z. B. Koschwitz und Müller) hier *dist* lesen wollen; letzteres wäre jedoch völlig unverständlich. Allerdings läßt sich auch für *dift* oder *deft* keine Parallele aufweisen; es dürfte aber nicht schwer sein, dies als eine Phase in der Entwicklungsreihe *dēbet* > *dēvet* > **dēvt* > *dēft* (*dift*) > **dēt* > *deit* (*doit*) (oder in einer ähnlichen Reihe[5]) zu sehen (vgl. Wallensköld, *Phil. Stud. Voretzsch,* p. 98 s.).

II

4. *stanit:* auf der photographischen Reproduktion, die der Edition von Lauer beigegeben ist, liest man *stānit,* als ob *stannit* beabsichtigt wäre; da jedoch die Form des Querstriches über dem *a* von den sonsthin verwendeten Abkürzungsstrichen etwas abweicht, dürfte es sich hier nur um einen zufälligen dunklen Fleck im Pergament handeln / 6. *aiudha:* 1. Hand *aiuha;* die Emendation der 2. Hand erfolgte durch Hinzusetzung eines *d* über dem *u:* anscheinend war die Buchstabenkombination *dh* zu der Zeit der Anfertigung unserer Handschrift nicht mehr geläufig (derselbe Fehler begegnet noch viermal im althochdeutschen Text; vgl. zu diesem *dh* die Bemerkungen von G. Baist, *ZRPh. 20* [1896], p. 329 s.).

Übersetzung

I

Aus Liebe zu Gott und zum Zwecke der Erhaltung des christlichen Volkes sowie der Erhaltung von uns beiden werde ich von diesem Tage an künftighin, solange Gott mir Einsicht und Kraft verleiht, in derartiger Weise diesem meinem Bruder Karl beistehen, sowohl bei einer Hilfeleistung wie bei jeglicher sonstigen Angelegenheit, wie man nach rechtlichem Ermessen seinem Bruder beistehen soll, unter der Bedingung, daß er mir gegenüber desgleichen tut. Und von Lothar werde ich niemals ein Abkommen akzeptieren, das mit meinem Willen diesem meinem Bruder Karl zum Schaden gereichen könnte.

II

Wenn Ludwig den Eid, den er seinem Bruder Karl geschworen hat, innehält und Karl, mein Herrscher, seinerseits ihn nicht aufrecht erhält, in dem Falle soll, wenn

[5] So dürfte es sehr wohl möglich sein, daß das *ē* in *dēft* in der uns hier beschäftigenden Zeit schon längst diphthongisch, wie *ei,* ausgesprochen wurde (vgl. weiter unten p. 223).

ich ihn [Karl] davon nicht abhalten kann, weder ich noch sonst jemand, den ich davon abhalten kann, ihm mit irgendwelcher Hilfeleistung gegen Ludwig zur Seite stehen.

Anmerkungen zur Übersetzung

I

1. *Pro deo amur:* über spätlat. *pro* in kausaler und finaler Bedeutung (etwa 'wegen', 'um ... willen', 'zwecks') vgl. Hofmann-Szantyr, *Lat. Synt.*, p. 270 und 271 s. Zus. b; in unserem Texte dürfte *amur* noch seine eigentliche Bedeutung haben und nicht, wie an sonstigen spätlateinischen Belegstellen (vgl. Svennung, *Unters. z. Pallad.*, p. 380, N 1), zu einer pleonastischen Ergänzung von *pro* herabgesunken sein (vgl. it. *per amor di* 'zuliebe'). *Deo* vertritt hier wahrscheinlich einen lateinischen Genetivus obiectivus: die beiden Brüder motivieren ihr Vorhaben, ein das christliche Volk vor Krieg schützendes Abkommen zu schließen, mit ihrer 'Liebe zu Gott'. Die von Ewert, *op. cit.*, p. 22, und Ewald, *op. cit.*, p. 39 s., zum Vergleich herangezogene Formel *ad Dei uoluntatem* bietet somit keine brauchbare Parallele / 1/2. *nostro commun saluament:* in der althochdeutschen Parallele *unser bedhero gehaltnissi; commun* dürfte demnach an dieser Stelle 'beiden gemeinsam', 'beider' bedeuten und nicht 'allen gemeinsam', 'allgemein' (letztere Interpretation bei Wallensköld, p. 89: 'salut commun du peuple') / 3. *saluarai* 'werde zu ihm halten', 'werde ihn nicht im Stiche lassen', vgl. *haldih* in der althochdeutschen Parallele. Der Umstand, daß *saluare* sich öfters der Bedeutung von *seruare* nähert und somit durch 'festhalten, beibehalten; beachten; schonen, unversehrt bewahren' zu übersetzen ist, hat auch die Editoren lateinischer Texte manchmal zu Eingriffen in die Überlieferung veranlaßt; vgl. z. B. Quint., *Inst.* 12, 10, 44, wo alle Handschriften *idem homines aliter de re alia loquuntur et saluant personarum discrimina* lesen, d. h. 'dieselben Menschen reden über das eine Thema anders als über das andere, und sie achten auf die Unterschiede der Charaktere': seit Ascensius (1531) ändern hier viele Editoren (auch Radermacher), wohl unnötigerweise, *saluant* in *seruant* ab. Die oben angeführten Bedeutungen von *saluare* kommen, wie die Lexika lehren[6], auch im Mittellatein vor. Die Bedeutung 'retten' oder 'zu Hilfe kommen' (so Lauer: 'je secourrai') paßt wegen des folgenden *in aiudha* schlecht in den Zusammenhang (Lauer, p. 105, N 3, u. a. schlagen hier deshalb Textabänderungen vor) / 4/5. Die Worte *et in aiudha et in cadhuna cosa* fehlen in der althochdeutsche Parallele (*so haldih t⟨h⟩esan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bru⟨od⟩her scal*). Weil auch an sonstigen Stellen Abweichungen zwischen dem altfranzösischen und dem althochdeutschen Text vorkommen (cf. zu I 6. 7/8. 8/9 und II 4. 6), liegt kein Grund vor, mit De Poerck, *VRom.* 1956, p. 206, an unserer Stelle das Vorhandensein einer Interpolation anzunehmen (die «Interpolation» *et in aiudha et in cadhuna cosa* sei ein Überbleibsel einer längeren in den endgültigen Text nicht aufgenommenen «Variante», deren vollstän-

---

[6] Du Cange vii, 290 verzeichnet 1.: *salvare* in der Bedeutung von «*'servare' vel 'reservare' (custodire et salvare clausuras, terras* etc.)» und 2.: *salvare* im Sinne von «*'salvum et incolumem praestare' (unumquemque secundum sui ordinis dignitatem et personam honorare et salvare:* Capit. Caroli Calvi, tit. 42 part. 2 cap. 2)». Habel, *Mittellat. Glossar* (1931), übersetzt p. 350 *salvare* nicht nur durch 'retten, erlösen', sondern auch durch 'gesundmachen; erhalten, bewahren; unberührt lassen'.

dige Form ⟨*et in consili*⟩ *et in aiudha er* [statt *et*] *in cadhuna cosa* gewesen sei: eine ebenso unnötige wie unwahrscheinliche Deutung, urteilt Tabachovitz, *VRom.* 1958, p. 54s., hierüber, wohl mit Recht). Für ein Gesamturteil über die altfranzösischen und althochdeutschen Varianten vgl. noch Mario Roques, *MAe.* 1936, p. 157ss., besonders p. 169ss.: trotz der Unterschiede in der Darstellung, die auf gewissen Divergenzen im Sprachempfinden, in der Denkart und der momentanen Stimmung der beiden Parteien beruhen dürften, seien beide Texte dem Sinne nach völlig identisch / 5. *in cadhuna cosa* 'in jeglicher sonstigen Angelegenheit' (d. h. nicht nur bei militärischen Hilfeleistungen); auch im Spätlatein kommt bei indefiniten Pronomina die Ellipse des Begriffes 'sonst' häufig vor, vgl. Svennung, *Unters. z. Pallad.*, p. 492, N 3, und Hofmann-Szantyr, *Lat. Synt.*, p. 195 (s. a, Zusatz α) und p. 203 (s. e, Zusatz α) / 6. *saluar dift:* in der althochdeutschen Parallele *scal* (mit Ellipse des Infinitivs, die anscheinend im Althochdeutschen geläufig ist, vgl. Tabachovitz, *Etude*, p. 88s.) / 7/8. *ab Ludher nul plaid nunquam prindrai* 'ich werde von Lothar kein Abkommen entgegennehmen'. Unter dem Einfluß der althochdeutschen Parallele *mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango* 'mit Lothar werde ich in keiner einzigen Angelegenheit zusammengehen' haben die Interpretatoren bisher durchgehend der Präposition *ab* die Bedeutung 'mit' beilegen wollen (öfters wird dabei angenommen, daß unser *ab* aus galloromanischem *apud* 'mit' entstanden sei; die lautgeschichtliche Begründung dieser Annahme stößt jedoch auf erhebliche Schwierigkeiten[7]). Dagegen ist zu bemerken, daß der althochdeutsche Paralleltext auch sonsthin abweicht (vgl. im althochdeutschen Text die Verwendung von *gegangan* 'zusammengehen' gegenüber *prendere, prindere* 'nehmen', 'annehmen' im altfranzösischen); er kann somit an dieser Stelle nicht für die Interpretation des altfranzösischen verwendet werden. Zu beachten ist ferner, daß im Spätlatein die Präpositionen *a(b)* und *a(d)* lautlich zusammengefallen sind, wodurch zwischen beiden in gewissen Fällen auch eine begriffliche Verwechslung aufkam. So erklären sich Konstruktionen wie *petere ad, quaerere ad, obtinere ad* (statt *ab*) bei Gregor von Tours u. a. (cf. Hofmann-Szantyr, *Lat. Synt.*, p. 220s.): in analoger Weise dürfte *prendere ad* 'annehmen von' bedeutet haben. Da somit die latinisierende Interpretation von *ab* 'von' für unseren Kontext in völlig zwangsloser Weise einen guten Sinn abgibt, dürfte jeglicher Eingriff in die Textüberlieferung überflüssig sein (ganz unmöglich ist übrigens der von De Poerck, *VRom.* 1956, p. 207, gemachte Vorschlag, das überlieferte *nūquā prindrai* als *numqua m(e) prindrai* zu deuten: der Abkürzungsstrich über den Vokalen wird in der lateinischen Paläographie lediglich für abschließendes *-m* oder *-n* an Wort- oder Silbenende verwendet, niemals etwa für das Pronomen *me;* man sieht auch nicht ein, inwiefern dieses Reflexivum *me* für das Verständnis unseres Passus förderlich sein könnte). Aus dem Zusammenhang geht ferner ohne weiteres hervor, daß *plaid* < PLACITUM an unserer Stelle die auch im

---

[7] In allen übrigen Wörtern mit auslautendem *-t* ist letzteres erhalten geblieben (vgl. *dunat, dift, fazet, sit, iurat, conseruat, stanit;* im einsilbigen *et* wurde das *-t* ebenfalls noch geschrieben, obwohl es vor folgendem Konsonant wohl nicht mehr gesprochen wurde). Man würde somit, nach dem Muster von *debet* > *devet* > *deft* (*dift*), etwa (*apud* =) *aput* > **abet* > **aft* erwarten. Indessen setzt die in Nordfrankreich geläufige Form *od* eine noch etwas andere Entwicklung voraus: *apud* > **avud* > *od* (d. h. entweder **avd* > *od* oder **aud* > *od*). Über die Unwahrscheinlichkeit der Interpretation von I 7 *ab* als Ableitung von *apud* 'mit' vgl. auch G. LÖFGREN, *Etude sur 'od, atout, avec'*, Diss. Uppsala 1944, p. 35ss.

Merowingerlatein häufig belegte Bedeutung 'Abkommen', 'Vertrag' haben muß (vgl., um einen merowingischen Autor herauszugreifen, z. B. W. Levison, *Index zu den Hist. von Gregor Tur.*, p. 622 s. *placere:* «*placitum* 1. = *sponsio*») und nicht, wie Ewald, *VRom.* 1964, p. 49, vermutet, 'Gerichtsverhandlung' / 8. *meon uol: uol* dürfte ein substantivierter Infinitiv sein: anzusetzen wäre dann ein spätlateinisches *UOLLE, durch Einfluß von *uol*-Formen (*uolo, uolumus* usw.) aus *uelle* entstanden und als Substantiv weiterlebend, nachdem der als Verbalform verwendete Infinitiv bereits *uolēre* geworden war. Über die substantivierten Infinitive im Lateinischen, besonders im Spätlateinischen (*bibere* 'Getränk', 'Wein'; *habere* 'Habe' und gemäß *REW* 3958 in romanischen Dialekten 'Vieh', usw.), vgl. Hofmann-Szantyr, p. 343[8]. Aus unserem Text wäre noch I 3 *sauir et podir* zu vergleichen. Der Ausdruck *meon uol* dürfte nach dem Muster ähnlicher lateinischer Wendungen (im sogenannten Ablativ der begleitenden Umstände) gebildet worden sein, vgl. *mea voluntate, meo imperio, meo iussu* usw. / 8/9. *cist meon fradre Karle:* in der ahd. Parallele einfach *imo* 'ihm' (d. h. Ludwig).

II

3. *iurat:* Wegen des Präteritums *gesuor* in der althochdeutschen Parallele betrachtet man allgemein *iurat* als Perfektum, d. h. *iurát* < IURÁUIT. Dies dürfte richtig sein, obgleich die Möglichkeit, daß *iurat* ein sogenanntes resultatives oder registrierendes Präsens darstellt, nicht ganz auszuschließen ist (vgl. zu derartigen Präsentien Hofmann-Szantyr, *Lat. Synt.*, p. 305 s.) / 4. *de suo part:* fehlt in der althochdeutschen Parallele / *non lo stanit:* Da der altfranzösische und der althochdeutsche Text, wie bereits zu I 4/5 bemerkt, an mehreren Stellen nicht wörtlich übereinstimmen (vgl. auch an unserer Stelle einfaches *lo* gegenüber der Umschreibung *then er imo gesuor* in der althochdeutschen Parallele), dürfte es nicht ratsam sein, hier durch gewaltsame Eingriffe einen dem ahd. *forbrihchit* entsprechenden Text herzustellen: abzulehnen ist somit der oft zitierte, zum ersten Male von G. Paris gemachte Emendationsvorschlag *lo suon fraint* (wobei *fraint* = *frangit* zu interpretieren sei). Weitere wenig ansprechende Deutungen verzeichnet Lauer, *Edition*, p. 107, N 3. Darunter befindet sich der Interpretationsversuch von Cornu, der neuerdings von Guy De Poerck, *VRom. 15* (1956), p. 208 ss., wieder aufgegriffen worden ist: *tanit* sei = **tenēt* < TENÉBAT; aber sowohl sprachgeschichtliche wie syntaktische Erwägungen dürften letztere Deutung eben-

---

[8] Der von HOFMANN-SZANTYR, *Lat. Synt.*, p. 343 s., zur Substantivierung der Infinitive zitierten Literatur wäre noch EINAR LÖFSTEDT, *Late Latin*, p. 43, N 1, hinzuzufügen. Vielleicht sind nach dem Muster des Paares *uol* (*vuel, voil, voeil*): *uolēre* (*vouloir*) die übrigen altfranzösischen Wortpaare mit je einem vollständigen und einem «abgekürzten» Infinitiv gebildet worden; vgl. die von BOURCIEZ, *Elém.*, p. 318 verzeichneten Beispiele wie *obli* (*oubli*) : *oublier; regart* (*regard*) : *regarder; plor* : *pleurer;* usw. BOURCIEZ macht anläßlich der Wortpaare *relief* : *relever, maintien* : *maintenir* noch aufmerksam auf die Möglichkeit, daß in *relief* und *maintien* substantivierte 1. Personen des Praes. Ind. vorliegen. Es erhebt sich somit die Frage, ob nicht auch unser I 8 *uol* ein substantiviertes (und erstarrtes) *uolo* 'ich will' darstellt. Da mir jedoch andere lateinische Substantivierungen dieser Art nicht bekannt sind (in Petron 44, 2, *iam annum 'esurio' fuit* 'es gab schon ein Jahr lang «ich hungere»', ändern fast alle Editoren aus diesem Grunde *esurio* in *esuritio* 'Hungerleiden' ab), scheint mir die Ableitung von *uol* < *uolo* zu riskant zu sein.

falls recht unwahrscheinlich machen (1. die Schreibung *ra* statt *re* in *sendra* und *fradra* für silbentragendes *r* beweist noch keineswegs die Existenz einer Schreibung *tan-* für *ten-*; 2. weder eine Imperfektendung *-it* noch *-et* läßt sich für das frühmittelalterliche Altfranzösisch nachweisen: denn als früheste Endung in dieser Funktion begegnet in Nordostfrankreich *-evet* < -ABAT, vgl. St-Léger v. 15 *regnevet;* erst seit etwa dem 12. Jahrhundert findet man für gewöhnlich die aus dem Zentrum Nordfrankreichs vorrückenden Endungen *-eiet, -eit* < *-ĒAT < -ĒBAT[9]; 3. paßt in einer Häufung von parallelen *si*-Sätzen kein Imperf. *tenebat* zwischen den Präsentien *conseruat* und *pois* < POSSUM). Wenig überzeugend ist ferner der von Tabachovitz, *Etude,* p. 85ss. (zusammenfassend p. 104s.) gemachte Vorschlag, *non lostanit* als *non lo s' tanit* 'sich nicht daran hält' zu deuten, wobei *tanit* als Dialektismus, und zwar als Vorläufer der in mittelalterlichen Texten der Franche-Comté begegnenden Verbalformen *taigne, teigne* < TENEAT, zu betrachten sei. Es ist nicht ratsam, an dieser Stelle, die man als die größte Crux der Straßburger Eide betrachten muß, mit weithergeholten «Dialektismen» zu operieren; sie entbehren für die frühe Zeit, die uns hier beschäftigt, jeglicher Beweiskraft. Vielleicht könnten dagegen folgende Erwägungen etwas zur Lösung der schwierigen Stelle beitragen. In formaler Hinsicht entspricht *stanit* am ehesten lat. *stannet,* d. h. der 3. Sing. des Konj. Präs. von *stannare,* einer spätlateinischen Nebenform von *stagnare,* dessen ursprüngliche Bedeutung 'verzinnen, mit einer Zinnschicht überziehen' ist. Wie die in den lateinischen Wörterbüchern angeführten Belege zeigen (vgl. z. B. Georges II, p. 2784 s. «2: *stagno*»), war für *stagnare, stannare* in der Spätantike eine spezialisierte Nebenbedeutung aufgekommen: 'befestigen', 'verstärken', 'vor Abbruch, Verfall, Krankheit bewahren'. So interpretiert Hieronymus im Komm. zu Amos 7, 7 (vgl. Migne, *Pl.* 25, 1072) *et ecce Dominus stabat super murum litum et in manu eius trulla caementarii* den Ausdruck *super murum litum* 'auf einer verputzten Mauer' durch *supra murum stannatum;* und *trulla caementarii* 'Maurerkelle' durch *stannatio* (das hier somit eine konkretisierte Bedeutung bekommen hat; ursprünglich kann es nur 'das Mauern', 'Mauerwerk' geheißen haben). Daß der Begriff 'Verstärkung' im Vordergrund steht, verdeutlicht Hieronymus noch mittels eines angehängten Relativsatzes: *qua* (scil. *stannatione*) *solent superinduci parietes et non solum pulchritudinem accipere sed et fortitudinem.* In der ärztlichen Fachsprache wurde *stagnare* (*stannare*) verwendet für die 'Immunisierung' von menschlichen und tierischen Körpern gegen Gift oder Krankheit durch Einnahme von medizinischen Getränken. So berichtet Justinus, *Epit.* 36, 3, 7, daß Mithridates regelmäßig *antidota* zu trinken pflegte und dadurch *se aduersus insidias ... stagnauit* 'sich gegen Giftmischerei verwahrte'. Und der Veterinärarzt Vegetius empfiehlt an mehreren Stellen Getränke für die Immunisierung der Maultiere, vgl. z. B. *Mulom.* 1, 18 ext. (p. 40, 12 Lommatzsch) *ternis potionibus stagnata, ut dicuntur, animalia* (ähnlich 2, 87, 5 = p. 178, 18; 2, 134, 4 = p. 231, 9; 4, 2, 5 = p. 281, 18; 4, 2, 6 = p. 282, 3). In analoger Weise dürfte *stannare sacramentum* die Bedeutung 'eidlich versprochene Treue aufrechterhalten', 'einem eidlichen Versprechen nachkommen', 'einen Eid halten' angenommen haben. Da es mir jedoch bisher nicht gelungen ist, für diesen Ausdruck einen zweiten Beleg zu finden, möchte ich obige Deutung nur unter Vorbehalt vorschlagen. Daß bei der Annahme der soeben gegebenen Interpretation ein Konjunktiv

---

[9] Vgl. zu der Verdrängung der Imperfekta auf -ABAT durch solche, die von *-ĒAT < ĒBAT abgeleitet werden, BOURCIEZ, *Elém.,* p. 333, § 289, und KIECKERS, *Hist. lat. Gramm.* II, p. 298s.

stanit (= *stannet*) in unserem *si*-Satz neben einem Indikativ, *conseruat* (II 3), im vorhergehenden parallel gebauten *si*-Satz stehen würde, braucht uns nicht zu überraschen: im postklassischen Latein begegnet in parallelen *si*-Sätzen derselbe Moduswechsel (vgl. Hofmann-Szantyr, *Lat. Synt.*, p. 664); ähnliches gilt gemäß Tabachovitz, *Etude*, p. 93s., für das Altfranzösische / 7. *nun li iu' er:* Die von Grimm (cf. Lauer, *Edition*, p. 108, N 1) vorgeschlagene Interpretation von *iu* = *ego* (als Subjekt zu *er* = *ero*) dürfte weniger wahrscheinlich sein, da in unserem Text ausnahmslos *eo* und *io* für *ego* verwendet wird, niemals *iu*. Ansprechender erscheint somit die von G. Paris und Groeber vorgeschlagene Deutung, *iu* sei = *iui* < IBI: dieses *iu*(*i*) würde dann, in etwas abundanter Weise (es fehlt in der althochdeutschen Parallele), den Vordersatz *si Lodhuuigs sagrament ... conseruat et Karlos ... non lo stanit* wieder aufnehmen und etwa 'in dem Falle' bedeuten. Lateinische Beispiele für ähnliches pleonastisches *ibi*, verwendet zur Wiederaufnahme eines Vordersatzes, bietet der *ThLL* VII 151, 8ss. und 152, 23ss. (vgl. auch Svennung, *Unters. z. Pallad.*, p. 180, N 1).

Einige Bemerkungen über die Zuverlässigkeit der Textüberlieferung

In zweierlei Hinsicht sind bisher Zweifel an der Zuverlässigkeit der Textüberlieferung geäußert worden: zunächst sei der Text nicht frei von Interpolationen (dies gelte sowohl für den Text von Nithards *Historien* im allgemeinen wie für den Wortlaut der *Straßburger Eide* im besonderen); sodann seien die für den altfranzösischen Wortlaut verwandten Graphien an mehreren Stellen nicht mehr in Übereinstimmung mit dem Original.

Der Interpolationsverdacht wurde durch die Entdeckung von E. Müller (*Neues Archiv d. ält. dtschen Gesch. 34* [1908], p. 681ss.) angeregt. Dieser Gelehrte stellte nämlich fest, daß an einer Stelle im *Cod. Paris. Lat. 9768*, und zwar im Heiligenkatalog von St. Medardus von Soissons (= *Hist.* 3, 2), nachträgliche Ausradierungen und Zusätze vorgenommen worden sind (anscheinend hatte die Handschrift eine Zeitlang dem Kloster von St. Medardus gehört). Jedoch konnte von Lauer, *Edition*, p. 87–89, N 4, und von Tabachovitz, *VRom.* 1958, p. 43ss., der Umfang jener Interpolationen auf ein recht bescheidenes Maß zurückgedrängt werden (Lauer geht dabei mit seinen Einschränkungen noch etwas weiter als Tabachovitz).

Da die in *Hist.* 4, 5 beschriebene *translatio Angilberti*, die am 5. November 842 in St-Riquier stattfand, gegen Ende des 11. Jahrhunderts von Hariulf als Quelle für seine Klosterchronik von St-Riquier benutzt worden ist (cf. dortselbst 3, 5, p. 102, *Ed.* Lot, Paris 1894) und da sie außerdem in einer im *Cod. Vat. Reg. Lat. 235* (aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) überlieferten Exzerptensammlung wiedergefunden worden ist (vgl. dazu Waitz, *MGH. Script.* XV, p. 173–74, und Lot, *Ed. Hariulf*, p. XXIIIss.), hat De Poerck, *VRom. 15* (1956), p. 196ss., einen interessanten Vergleich zwischen den drei Paralleltexten angestellt. Der sehr geringe Umfang des Fragments und der Umstand, daß das gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis der drei Texte noch nicht genügend geklärt worden ist, verbieten es uns, allzu

weitgehende Schlüsse auf diesem Vergleich aufzubauen. Man wird jedoch De Poerck gewiß beistimmen können, wenn er zum Ergebnis kommt, daß der Vergleich zugunsten des *Cod. Paris. Lat. 9768* ausgefallen sei.

Bereits oben in den Anmerkungen zur Übersetzung (vgl. besonders zu I 4/5) habe ich ausgeführt, daß die Varianten, die sich zwischen dem althochdeutschen und dem altfranzösischen Text der Eide nachweisen lassen, uns keineswegs zu der Annahme berechtigen, daß der altfranzösische Text gegenüber dem althochdeutschen als interpoliert zu betrachten sei. Interpolationen müssen eine Tendenz verraten, die einer späteren Interessen dienlich gemachten Neuinterpretation der Geschichte zuzuschreiben ist (so z. B. sind die oben erwähnten Zusätze zu dem Heiligenkatalog von St. Medardus zu erklären): für die *Straßburger Eide* ist ein derartiges nachträgliches, auf Neuinterpretation gerichtetes Interesse kaum anzunehmen.

Über die Sorgfalt, mit der der Abschreiber des *Cod. Paris. Lat. 9768* (Ende des 9. Jahrhunderts) gearbeitet hat, und zwar auch in Einzelheiten wie in der orthographischen Wiedergabe der Straßburger Eidesformulare, sind bereits von Suchier, *Festschrift Koester* (1902), p. 200s., gute Beobachtungen gemacht worden (sie richten sich besonders gegen Koschwitz' negatives Urteil; vgl. dazu auch Tabachovitz, *Etude,* p. 11). Ich möchte ferner darauf aufmerksam machen, daß nachträglich noch eine zweite Hand den Text, anscheinend unter Autopsie der Vorlage, revidiert hat. In dem Text der altfranzösischen Eide wurde bei der Gelegenheit einerseits in I 2 das romanisierende *en* in *in* abgeändert, anderseits in I 4 aus dem latinisierenden *adiudha* (vgl. lat. *adiutare*) ein *aiudha* gemacht; und in I 6 wurde der Fehler gegen die ungeläufige Graphie *dh* (*aiuha* statt *aiudha*) berichtigt. Solche Revisionen dürften das Vertrauen in die Zuverlässigkeit unseres Textes, auch in augenscheinlich weniger bedeutsamen Dingen wie in Fragen der Orthographie, noch erhöhen.

*

Die wichtigste Frage, die anläßlich der oben in der Einleitung zitierten, sich mit den Sprachproblemen der *Straßburger Eide* befassenden Literatur gestellt werden kann, dürfte die folgende sein: Ist es zulässig, das Schriftbild der beiden altfranzösischen Eidesformulare als eine morphologisch und phonetisch getreue Wiedergabe der zu jener Zeit im romanischen Teil des Frankenreiches wirklich gesprochenen Umgangssprache zu betrachten? Die Antwort auf diese Frage muß meines Erachtens schon deshalb negativ ausfallen, weil sich andernfalls für die vielen graphischen Inkonsequenzen keine befriedigende Erklärung finden ließe. Bereits Wallensköld (vgl. *Festschrift Voretzsch* [1927], p. 91s.) hat mit Recht darauf hingewiesen, daß besonders die Schreibungen der Wortendungen derartig irregulär sind, daß sie unmöglich für wirkliche Sprachgebilde («phénomènes linguistiques») angesehen werden können.

Wir begegnen nämlich einerseits Verbalformen mit volltonigem *-at* in I 3 *dunat,*

II 3 *conseruat* (wenn II 3 *iurat* ein Perfektum ist, d. h. *iurát,* gehört es nicht hierher), anderseits *-et* in I 7 *fazet* (< FACIAT). Was die lateinische Verbalendung *-et* betrifft, steht, wenn die oben in den Anmerkungen zum Text gegebene Interpretation richtig ist, II 4 *stanit* (< STANNET) mit *-it* neben I 6 *dift* (< DEBET) mit völligem Wegfall des Vokals: Man vergleiche ferner, was die Substantiva, Adjektiva und Pronomina anbelangt, die Objektsformen I 4 und II 2 *Karlo* neben I 9 *Karle,* I 6 *fradra* neben I 8 *fradre;* und die Subjektsformen I 2 *Deus,* II 3 *Karlus* neben II 1/2 *Lodhuuigs,* II 5 *neuls* (< NECULLUS); außerdem begegnet in II 3 *meos* die Endung *-os,* die nicht weniger auffällig ist als das akkusativische *-on* in *meon* (I 4. 8). Weitere graphische Inkonsequenzen sind I 3 *me* neben I 6 *mi;* I 3 und II 5 *eo* neben II 4 und 5 *io;* II 4 (nach *returnar*) *non* neben II 6 *nun* (für *non* nach II 4 *suo part* steht in der Handschrift die Abkürzung *n̄*). Man beachte auch I 5 *dreit* (<DIRECTUM) mit *-t* neben I 7 *plaid* (< PLACITUM) mit *-d.* Mangel an Folgerichtigkeit weist ferner die Schreibung femininer Adjektiva und adjektivischer Pronomina auf: einerseits I 5 *cadhuna cosa* und II 6 *nulla aiudha* mit *-a,* anderseits II 4 *suo part* mit *-o.* Ebenso auffällig ist das abschließende *-m* in *nunquam* (*nūquā* in der Handschrift), da wir sonsthin (wenn wir von Pronominalformen mit *-n* wie I 4. 8 *meon* = *meum* und I 5; II 1 *son* = *suum* absehen) von auslautendem lat. *-m* keine Spur mehr finden, vgl. z. B. I 2 *quant* = *quantum;* I 4 *fradre Karlo* = *fratrem Karlum;* ibid. *dreit* = *directum* usw. Höchst merkwürdig sind die Graphien für das Universalrelativum, das dem fr. *que* = *ke* entspricht: vgl. II 2 *quae*[10] (*sagrament quae son fradre Karlo iurat*) und I 6 *quid* (*in o quid il mi altresi fazet*). Auch wenn wir mit Koschwitz, *Comm.,* p. 41, annehmen wollen, daß die Schreibung *quid* hier deshalb gewählt worden ist, weil vor dem folgenden *il* das Relativum wie *ked* (statt *ke*) gesprochen wurde, können wir nicht umhin, die Schreibung *quae*:*quid* für die Dublette *ke*:*ked* von rein phonetischem Standpunkt aus als unlogisch zu bezeichnen.

Die soeben gegebenen Beispiele dürften zur Begründung des oben ausgesprochenen Urteils genügen, daß nämlich das Schriftbild der Straßburger Eidestexte in weitgehendem Maße artifiziell und durch andere Kriterien als phonetische bedingt ist; denn eine Umgangssprache von derartig irregulärer, bisweilen geradezu bizarrer Struktur dürfte wohl niemals existiert haben. Wenn daraufhin die Frage aufgeworfen wird, woher der artifizielle Charakter unserer Texte stamme, so ist man schon von vornherein geneigt, Wallensköld (cf. *loc. cit.*) recht zu geben, wenn er ihn auf den Einfluß der lateinischen Schriftsprache zurückführen möchte. Nur ist der Terminus «lateinisch» hier allzu weitläufig: wir müssen ihn zeitlich und örtlich präzisieren und denken dann natürlich an erster Stelle an das Merowingerlatein[11]. Auch

[10] Durch die Hinzufügung eines Häkchens unter dem *e* hat der Abschreiber seine Absicht, die latinisierende Lesart *quae* anstelle von *que* darzubieten, ausdrücklich kenntlich gemacht.

[11] Ich werde weiter unten (p. 222 s.) noch näher auf die Frage eingehen, weshalb das

von anderen Forschern, die unsere Eide in ihre sprachlichen Untersuchungen einbezogen haben, ist bereits auf die merowingisch-lateinische Parallele aufmerksam gemacht worden, und zwar besonders von Guy De Poerck in seiner Abhandlung *La diphtongaison des voyelles fermées du latin, principalement dans le domaine gallo-romain, et la palatalisation de ū, RGand. 1* (1953), p. 23ss. Es läßt sich aber gegen De Poercks Methode der Einwand erheben, daß dieser Gelehrte zu stark unter dem Einfluß der Theorien von M. A. Pei steht und deshalb auch bei der sprachlichen Interpretation der merowingisch-lateinischen Texte allzu oft geneigt ist, Schreibung und Aussprache miteinander zu identifizieren und Abänderungen in der Schreibweise vorzugsweise auf lautliche Entwicklungen zurückzuführen. Die merowingischen Graphien jedoch sind, in noch stärkerem Maße als die altfranzösischen der *Straßburger Eide,* inkonsequent, so daß sie unmöglich mit dem, was man sich unter einer normalen Sprachstruktur vorzustellen hat, in Einklang zu bringen sind. Ich kann übrigens, was die Bedenken gegen die Theorien von Pei und der übrigen Sprachforscher der sogenannten «amerikanischen Schule» betrifft (Muller, Taylor, Sas), mich mit einem Hinweis auf die Auseinandersetzungen bei Norberg, *Synt. Forschungen* (1943), p. 16ss., begnügen: Norbergs Einwände dürften auch heute noch zu Recht bestehen.

Wie bekannt (vgl. z. B. die Übersicht bei Strecker-Palmer, *Introduction to Medieval Latin* [1957], p. 31[12]), steht uns eine ziemlich umfangreiche Fachliteratur über das Merowingerlatein zur Verfügung, die es uns ermöglicht, einen sprachlichen Vergleich zwischen den merowingischen Texten, Urkunden und Formularen einerseits und den *Straßburger Eiden* anderseits anzustellen. Ich hoffe, in den folgenden Zeilen darlegen zu können, daß ein solcher Vergleich lohnend ist.

Schriftbild der 842 verfaßten *Straßburger Eide* zum Merowingerlatein und nicht zum Latein der Karolingerzeit in Beziehung gesetzt werden muß. Hier sei vorwegnehmend nur daran erinnert, daß das Latein der Karolingerzeit, infolge der seit ca. 750 aufkommenden Schulreform, seine Existenz lediglich der konsequenten Durchführung von Vorschriften der alten Grammatiker zu verdanken hatte und somit einen völlig antiquarischen, bisweilen fast klassisch anmutenden Charakter bekommen hatte. Auf eine solche Sprache konnten die Schreiber, die einen romanischen Text schriftlich fixieren wollten, nicht zurückgreifen, wohl hingegen auf das von romanischen Tendenzen viel stärker beeinflußte Merowingerlatein.

[12] Von den neueren, bei Strecker-Palmer, *loc. cit.,* nicht verzeichneten Arbeiten auf diesem Gebiet wären noch die folgenden hervorzuheben: A. Uddholm, *Formulae Marculfi, Etudes sur la langue et le style,* Uppsala 1954 (zeigt deutlich, wie sehr das Merowingerlatein ein Mixtum von Volkssprache und Kunstsprache ist; was letzteren Bestandteil betrifft, werden besonders die Einflüsse der Grammatik, Bibel, Kanzlei, Rhetorenlehre usw. näher untersucht); Bengt Löfstedt, *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze,* Uppsala 1961 (auch für die Behandlung der Probleme des Merowingerlateins sehr förderlich), und G. J. J. Walstra, *Les cinq épîtres rimées dans l'Appendice des Formules de Sens,* Leiden 1962 (vgl. hierzu die Besprechung von Beckmann, *ASNS* 1965, p. 474ss.; der Arbeit ist ein vollständiger Wortindex zu dem Text der senonischen Appendices beigegeben worden).

Zunächst fällt auf, daß in den Eiden ebenso wie in jedem beliebigen Merowingertext Wörter begegnen, die in der Umgangssprache schon längere Zeit nicht mehr lebendig, vielleicht sogar völlig ausgestorben sind. In diesem Zusammenhang muß die bereits oben (Anm. zur Übersetzung) besprochene Verwendung der Präposition *ab* in I 7 genannt werden. Da *ab* bereits bei Chiron (4. Jahrhundert), Oribasius Latinus (etwa 5. Jahrhundert) und anderen Zeitgenossen mit *ad* verwechselt wird (vgl. Svennung, *Unters. z. Pallad.*, p. 346) und außerdem diese Präposition, von Ausdrücken wie *a(d) dextera* und ähnlichen Konfusionsfällen abgesehen, nicht ins Romanische übergegangen ist, kann dieses *ab* im 9. Jahrhundert nur noch einen artifiziellen Charakter gehabt haben. Ähnliches gilt für *pro* (in I 1, wo es das erste Mal ganz ausgeschrieben ist; das zweite *pro* ist abgekürzt: ꝓ): seit Oribasius Lat. und Inschriften aus ungefähr derselben Zeit begegnet eine durch Kreuzung von *pro* und *per* entstandene neue Präposition *por* (cf. Svennung, *Wortstudien zu Oribas.*, p. 110; *Unters. zu Pallad.*, p. 375); ebenso lesen wir in der Eulalia v. 7. 8 und passim ausschließlich *por*. *Pro* dürfte somit im 9. Jahrhundert längst ausgestorben sein.

Das auffällige Nebeneinander von *ist* (I 2 *d' ist di in auant*) und *cist* (I 4. 8 *cist meon fradre*) läßt ebenfalls vermuten, daß lateinisches *iste* in der Umgangssprache des 9. Jahrhunderts durch die Konkurrenz der verstärkten Form *ec(ce)iste*, die bereits in der *Peregr. Aeth.* begegnet (cf. Löfstedt, *Komm.*, p. 123s.), verdrängt worden ist. Um diese Vermutung zu begründen, ziehen Koschwitz, *Comm.*, p. 40, und neuerdings Uddholm, *Form. Marc.*, p. 229, die in mittellateinischen Urkunden häufiger begegnende Formel *de isto die in antea* zum Vergleich heran. Dies beweist noch nicht, daß *ist* im 9. Jahrhundert ohne weiteres als ein papiernes Wort bezeichnet werden darf, denn laut *FEW* IV, p. 820a s., begegnen Vertreter von *iste* in mehreren altfranzösischen und altprovenzalischen Texten des frühen Mittelalters; richtiger wäre es wohl, *ist* als ein allmählich aussterbendes und deshalb stärker an die lateinische Schriftsprache erinnerndes Demonstrativpronomen zu charakterisieren. Ähnliches gilt anscheinend für *dies*, in unserem Eidesformular I 2 durch *di* vertreten. Obgleich sich für dieses Substantivum altfranzösische Belege aufweisen lassen (cf. *FEW* III, p. 71b: «bis Ende des 13. Jahrhunderts»), vermerkt *FEW* III, p. 106a (s. *diurnum*), daß der Schwund von *di* im Zentralfranzösischen spätestens im 9. Jahrhundert anzusetzen sei: anscheinend war *diurnum* > *jour* zu dieser Zeit bereits das geläufigere Wort[13].

In den meisten Fällen jedoch beruht der Latinismus der Straßburger Eidestexte nicht darauf, daß inzwischen ausgestorbene, der lateinischen Schriftsprache entlehnte Wörter (oder syntaktische Konstruktionen) gebraucht werden, vielmehr auf der Anwendung einer latinisierenden Orthographie. Oben in den kritischen Anmerkungen (cf. zu I 2) machte ich bereits auf die Schreibung *in* (I 2 [zweimal]. 4. 5.

[13] Die lateinischen Belege für *diurnum* 'Tag' gibt der *ThLL* V/1, 1641, 58ss. (seit Chiron, 4. Jahrhundert).

6. 9; II 6) statt *en* aufmerksam (letzteres wurde ausgemerzt in I 2; vgl. auch *en* in Eulalia v. 6 und passim, dagegen v. 25 *in*). In anderen Wörtern der Eidestexte begegnet ebenfalls latinisierendes *i* (statt *e*, weil klass.-lat. ĭ > vulgärlat. *ę* geworden war): I 2 *ist*, I 4. 8 *cist*, II 5. 6 *int* (*Eulalia* v. 15 *ent*); vgl. außerdem die Graphien I 6 *quid* (*Eulalia* v. 14. 27 *qued*) und I 9 *sit*, auf die ich noch zurückkommen werde[14].

Sehr auffällig ist ferner I 7 *nunquam* (Hs. *nūquā*). Man würde, da mit Ausnahme einiger einsilbiger Wörter auslautendes *-m* schon seit dem Altlatein nicht mehr gesprochen wurde und überdies auslautendes *-a* in Nordfrankreich im frühen Mittelalter zu *-ə* geworden war, etwa *nonque* erwarten (wie in *Eulalia* v. 13). Hinzu kommt, daß lat. *qu-* in der Zeit, die uns hier interessiert, im Altfranzösischen nicht nur vor den Vokalen *u, o,* sondern auch vor *i, e* bereits wie *k-* (*c-*) ausgesprochen wurde (*qua* hingegen dürfte damals noch nicht zu *ka* geworden sein: vgl. Bourciez, *Elém.*, p. 302, § 269b; Lausberg, *Rom. Sprachwiss.* II, p. 24, § 348). Wie bekannt, hat der Wandel *qu-* > *k-* nicht überall in der Romania im gleichen Umfang und zu derselben Zeit stattgefunden, so daß sich chronologische und lokale Differenzen nachweisen lassen (vgl. Kieckers, *Hist. lat. Gramm.* I, p. 118). In sämtlichen Sprachprovinzen ist jedoch das labiale Element vor *o* und *u* eher geschwunden als vor *i* und *e*. Die frühesten Beispiele stammen bereits aus dem Altlatein oder jedenfalls aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.; es sind die Übergänge von *quŏ, quŭ* > *cŏ, cŭ* (*quoius* > *cuius, quom* > *cum, equus* > *ecus* usw., vgl. Sommer, *Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre,* p. 162). Auf einer pompejanischen Fluchtafel begegnet *quō* > *cō* (*como-, comodo,* vgl. Väänänen, *op. cit.*, p. 47. 55; der Verfasser der *Straßburger Eide* verwendet in I 5 für den Anlaut der auch sonst von ihrem lateinischen Vorläufer *quomodo* – cf. dazu weiter unten p. 219 – stark abweichenden Konjunktion *cum* ebenfalls ein phonetisierendes *c*). Aus späterer Zeit datieren Beispiele für *qui* > *ci* (z. B. *CIL* V 6244 *cis* und *App. Probi* Nr. 27 *exequ⟨i⟩ae non execiae,* vgl. dazu Sommer, *op. cit.*, p. 222; *Eulalia* v. 6. 12 schreibt *chi*) und für *que* > *ce* (*CIL* VI 18532 *ce* = *quae*). Die beiden letzteren Entwicklungen dürften von den mit *qu-* anfangenden Pronominalformen ihren Ausgang genommen haben (vgl. dazu Lausberg, *Rom. Sprachwiss.* II, p. 22s., § 345). Wenn wir nun, nach der Übersicht über die Entwicklung von *qu-*, wieder zum obigen *nunquam* (afr. *nonque*) zurückkehren, so sind wir berechtigt zu der Vermutung, daß in diesem Adverb die unbetonte Silbe *-que* (< -QUAM) schon früh in *-ke* übergegangen ist. Der Verfasser der Eide hätte somit, wenn er hierfür eine phonetisierende Graphie hätte verwenden wollen, gewiß **nonce,* eventuell **nonche* oder **nonke* geschrieben. Ebenso haben wir in den Pronominalformen I 8 *qui,* I 6 *quid* und II 2 *quae* die Schreibung *qu* als Latinismus zu charakterisieren.

In II 2 *quae* ist übrigens nicht nur die Schreibung *qu* auffällig, sondern auch das

[14] Weil I 1 *christian* auf einer Abkürzung beruht (*xp̄ian*), bleibt dieses Wort hier unbesprochen.

ae (in der Hs. *ę*): denn bereits im vorklassischen Latein, etwa im 2. Jahrhundert v. Chr., fängt offenes *e* (etwa *ę̄*) an, den Diphthong *ae* (<*ai*) zu verdrängen (vgl. Sommer, *op. cit.*, p. 71). In I 6 wurde die Schreibung *quid* zur Andeutung der Aussprache *ked*, anstelle von *ke*, gewählt. Die Umgangssprache hatte anscheinend, neben der phonetischen Dublette für *et*, *e*:*ed* (letzteres vor Vokalen; cf. hierzu weiter unten), analoges *ke*:*ked* aufkommen lassen. Vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus hat unser *quid* zu dem Neutrum des lateinischen Fragepronomens keinerlei Verbindung, da die Universalkonjunktion *ke* aus lat. QUA < QUIA entstanden ist (vgl. Svennung, *op. cit.*, p. 500ss., und Hofmann-Szantyr, *op. cit.*, p. 573). Was schließlich I 9 *sit* anbelangt, fragt man sich, ob nicht eine von *SIAT abgeleitete Form, etwa **seet* (oder allenfalls **siet*), der tatsächlichen Aussprache mehr entsprochen hätte; denn *SIAM, *SIAS, *SIAT, statt SIM, SIS, SIT, wird bekanntlich als Grundform für alle übrigen romanischen Dialekte angesetzt[15].

Latinisierend ist ferner die zweimalige Schreibung *eo* (I 3, II 5) statt *io* (II 4. 5). Nur *io* kann der Vorläufer der altfranzösischen Subjektsformen *jo* (*jeo, jou;* phonetisch wohl etwa = *ǧo*) und, in tonloser Stellung, *je* (*gié;* phonetisch etwa *ǧe* oder *ǧə*) gewesen sein. Das *e* von *eo*, das bereits auf lateinischen Inschriften begegnet (vgl. Sommer, *op. cit.*, p. 409), ist augenscheinlich vom schriftsprachlichen *ego* her beibehalten worden. Wenig überzeugend dürfte der Versuch von Tabachovitz (*Etude*, p. 78ss.) sein, *io* (akzentuiert *ió*) als schwächere Nebenform neben volltonigerem *eo* (d. h. *éo*) zu interpretieren; denn gerade in dem einzigen Beispiel, in dem der Gegensatz eine volltonige Form verlangt, und zwar II 5 *ne io ne neuls*, wird *io* verwendet.

Nachdem wir im Vorhergehenden bereits einer stattlichen Zahl von Latinismen begegnet sind, liegt es auf der Hand, auch die Schreibungen *-al* statt *-et* (gesprochen *ət*) in Verbalendungen, I 3 *dunat* und II 4 *conseruat*, als solche zu betrachten. Und was I 7 *fazet* < FACIAT betrifft, ist es schon deshalb nicht angängig, in dem *-et*, statt *-at*, des zuletzt genannten Wortes mit Suchier, *loc. cit.* (cf. oben p. 195), eine besondere lautgesetzliche Entwicklung nach palatalem *z* zu erblicken, weil in unserem Text die Graphie *a* an Wortenden auch sonsthin allerhand Schwankungen aufweist, und zwar in Fällen, wo palatale Laute überhaupt keine Rolle spielen: vgl. z. B. I 6 *fradra* neben I 4. 8, II 2 *fradre*, ferner II 4 *suo part*, wo man auf Grund der lateinischen Tradition *sua* erwartet hätte oder, wenn phonetische Rücksichten mitgewirkt hätten, etwa *souue* wie in *Eulalia* v. 29. Der Umstand, daß für *fazet* eine phonetisierende Schreibung *-et* statt *-at* gebraucht wurde, dürfte darin seine Erklärung finden, daß infolge der Verwendung von *z* (statt *ci*) die Graphie dieses Wortes auch sonsthin der tatsächlichen Aussprache in weitgehenderem Maße angepaßt worden war. Aus denselben Gründen wie bei *dunat* und *conseruat* sind auch die meisten übrigen Graphien *-a* an unbetonten Stellen am Wortende als Latinismen zu betrachten: I 4, II 6 *aiudha;* I 5 *cadhuna cosa;* II 6 *nulla* und *contra*.

[15] Vgl. hierzu zum Beispiel BOURCIEZ, *Elém.*, p. 79.

Weniger auffällig, aber doch nur auf Grund der lateinischen Tradition erklärlich, ist die Schreibung der Doppelkonsonanz in I 1 *commun* und II 6 *nulla* (cf. *Eulalia* v. 9 *niule cose*). Die Tatsache, daß bei der einsilbigen Präposition *ad* (die bereits im klassischen Latein phonetisch mit *at* zusammengefallen war, vgl. Sommer, p. 274 s.) das auslautende *-t* (< *-d*) im Spätlatein vor folgendem Konsonant verstummt war (vgl. Svennung, *Unters.*, p. 346), legt die Vermutung nahe, daß auch *et* in vorkonsonantischer Position als *e* ausgesprochen wurde (vgl. *Eulalia* v. 11 *e por o*): in den *Straßburger Eiden* somit in I 1 *et pro* und *et nostro*, I 3 *et podir*, II 3 *et Karlus*. In vorvokalischer Stellung jedoch dürfte, in Übereinstimmung mit der bereits oben zitierten Dublette *ke:ked* (einerseits *que, quae* usw. geschrieben, anderseits *quid, qued* usw.) und mit sonstigen Parallelen wie *Eulalia* v. 7 *ne por or ned argent*, *et* als *ed* gesprochen worden sein, somit an folgenden Stellen unseres Textes: I 4. 5 *et in aiudha et in cadhuna cosa* und I 7 *et ab Ludher*.

Rein lateinisch ist ferner die Endung *-us* in II 3 *Karlus*. Auch in I 2 macht die Verwendung der lateinischen Abkürzung *dz̄* wahrscheinlich, daß hier *Deus* mit *-us* beabsichtigt ist. An zwei anderen Stellen ist dieses *-us* zu *-s* «romanisiert» worden: II 1 *Lodhuuigs* und II 5 *neuls* < NECULLUS. Vielleicht hat der Verfasser der Eide in II 3 *Karlus* das *u* beibehalten, weil in *Karls* das *l* Silbenträger geworden war (über sonstige Graphien für Silbenträger vgl. weiter unten). Was *Deus* anbelangt, ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß dieses Wort in der Zeit, die uns hier interessiert – unter Einfluß der karolingischen Schul- und Kirchenaussprache –, bereits auf der letzten Silbe betont wurde (*Deús*)[16] und demzufolge in lautlicher Hinsicht eine isolierte Stellung einnahm. Eine ähnliche gelehrte Aussprache ist wohl ebenfalls für die in I 2 begegnende Objektsform *Deo* (Hs. *dō*) vorauszusetzen. Das Eindringen des gelehrt gesprochenen (endbetonten) *Deó* in die Umgangssprache dürfte schon aus dem Grunde wahrscheinlich sein, weil andernfalls anfangbetontes *Déo* im Nordfranzösischen bereits früh sein auslautendes *-o* verloren hätte, so daß lediglich **De* oder eine daraus abgeleitete diphthongierte Form übriggeblieben wäre. Es empfiehlt sich somit, *Dieu* nicht aus *Dié-u* < *Dé-o* herzuleiten, sondern aus *Di-éu* < **Di-óu* < *Dió*. In letzterem Falle wäre, ähnlich wie bei dem Buchwort *lion* < *leóne* (vgl. hierzu Lausberg, *op. cit.*, p. 147, § 267), der unbetonte Hiatusvokal *e* in der Umgangssprache wie *i* ausgesprochen worden, somit *Deo* = *di'ou*[17].

[16] Vgl. zu dieser Verschiebung des lateinischen Akzents in der Schulaussprache seit der karolingischen Renaissance die Bemerkungen bei CH. BEAULIEU, *Histoire de l'orthographe française* I (1927), p. 20 s.

[17] Es dürfte nicht ausgeschlossen sein, daß auch der Name *Matth(a)eus, Matth(a)eo* sich nach dem Muster von *Deus, Deo* zu *Mathieu* entwickelt hat. Und letzteres hat wohl seinerseits das irreguläre *Andrieu* < ANDREAS, ANDREA nach sich gezogen (denn die von LAUSBERG, *Rom. Sprachwiss.* I, p. 122, § 200, angesetzte Form *Andreu(s)* hat, soweit ich sehe, niemals existiert). Wenig überzeugend erscheint mir der lautgeschichtliche Deutungsversuch, den LAUSBERG, *loc. cit.*, für *Dieu* und *Mathieu* geben möchte.

Die bisherigen Erörterungen könnten den Eindruck erwecken, daß beim Operieren mit dem Begriff «Latinismus» durchgängig von einer klassisch-lateinischen Norm auszugehen sei. Daß dem aber nicht so ist, dürften die folgenden Beispiele verdeutlichen. Zunächst sei auf den Gebrauch des Buchstabens *k-* in II 3 *Karlus,* I 4, II 2 *Karlo* und I 9 *Karle* hingewiesen. Bereits in klassischer Zeit war *k-* auf einige wenige mit *ka-* beginnende Wörter oder Wortgruppen, die meistens in technischen Abkürzungen Verwendung fanden, beschränkt, vgl. *kal.* (= *kalendae*), *k. d.* (= *kapitis deminutio*), *k. k.* (= *kalumniae kausa*), *K.* (= *Kaeso*) usw. Es sind dies noch Reste einer sehr alten, auf etruskische Tradition zurückgehenden Orthographie, nach der *k* ausschließlich vor folgendem *a* geschrieben wurde (cf. Sommer, *op. cit.,* p. 27s.). Im Spätlatein war der Gebrauch des Buchstabens *k* nichts anderes als gelehrte Spielerei, bei der auch gräzisierende Tendenzen mitgewirkt haben, vgl. z. B. Isidorus, *Etym.* 10 'de uocalibus' sub *k* (§ 153): '*katholicus*' ... *graecorum enim est;* '*karus*' *graecum nomen est, sicut et* '*caritas*', *unde et* '*caristia*' (für einige frühere Beispiele von gräzisierendem *k* auf pompejanischen Inschriften vgl. Väänänen, *op. cit.,* p. 53, N 1). Wenn man nun im frühen Mittelalter den Königsnamen *Karl* mit gelehrtem *k* schreibt, so dürfte diese Graphie als eine Bezeugung des Respekts zu betrachten sein.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß auch in der althochdeutschen Parallele das *k* ausschließlich für *Karl, Karle* verwendet wird, während sonsthin, auch in Stellungen vor folgendem *a,* nur *c* begegnet: *scal, scadhen.* Da jedoch zu dieser Zeit lat. *c* vor *i̯* (vgl. I 7 *fazet* < FACIAT; für die lateinische Kaiserzeit cf. Sommer, *op. cit.,* p. 218s.), und wohl auch vor *i* und *e* (vgl. Meyer-Lübke, *Einf.,* p. 160ss.; Sommer, *op. cit.,* p. 180s.; Bengt Löfstedt, *op. cit.,* p. 167ss.), bereits als *ts* ausgesprochen wurde, nahm der Redaktor der althochdeutschen Texte seine Zuflucht zu *ch,* wenn

Nach der Ansicht dieses Gelehrten läge in den genannten Wörtern «Kontaktharmonisierung» vor, d. h. umlautender Einfluß eines unmittelbar folgenden oder nur durch einen Velar vom Tonvokal getrennten *u,* das als Vertreter der lateinischen Akkusativendung *-um* zu betrachten sei. Demnach sei *ę* + *u* oder *ę* + *cu, gu* zu *ié(-)u* geworden (Beispiel: *De-u* [und nicht etwa *Deo*] > *Dié-u*); ebenso *ǫ-u* oder *ǫ-cu, gu* zu *uó(-)u* > *ué(-)u* > *ieu* (Beispiel: *locu* [nicht *loco*] > *lieu*). Die Annahme derartiger Lautentwicklungen, die an und für sich schon recht kompliziert aussehen, hat LAUSBERG bei verschiedenen Wörtern zur Aufstellung weiterer wenig ansprechender Lautkonstruktionen genötigt: *focu* z. B. (so anstelle von *foco*) sei nicht einfach über *fuo(c)* > **fue* zu *feu* geworden, sondern *fo(c)u* hätte zunächst **fueu* ergeben; und erst später sei «eine Reduktion des Triphthongs» eingetreten, derzufolge **fueu* zu *feu* reduziert worden sei. Anläßlich der von LAUSBERG angesetzten singularischen Akkusativformen *Deu, locu, focu* usw. (vgl. Näheres hierüber *Rom. Sprachwiss.* I, p. 150, § 274) sei noch bemerkt, daß kein einziger triftiger Grund für die Annahme vorhanden ist, daß die Endung des Akk. Sing. (lat. -UM) je *-u* (und nicht *-o*) gelautet hätte. Höchstwahrscheinlich beschränkte dieses auslautende *-u* sich auf das Sardische und einige mittel- und süditalienische Dialekte (vgl. ROHLFS, *ItGr.* I, p. 240ss.).

er *k* in dieser Stellung umschreiben wollte: *folches*. Hierbei haben ihm lateinische Graphien wie *pulcher* vor Augen gestanden, in denen das auf etymologischen Spekulationen beruhende gräzisierende *ch* (cf. auch Sommer, *op. cit.*, p. 199s.) nur in kleinen Elitekreisen zu Ciceros Zeiten wirklich gesprochen wurde, während die Volkssprache *pulcer*, d. h. etwa ˈ*pulkẹr*, beibehielt. In den mittelalterlichen Rechtschreibungen der germanischen Sprachen ist bekanntlich *c, ch* (und *q*) für die Bezeichnung des *k*-Lautes erst allmählich durch *k* ersetzt worden.

Ein noch merkwürdigeres Beispiel für das Aufkommen halbgelehrter Tendenzen, die sich in der merowingisch-lateinischen Schriftsprache breitmachen, ist die Verwendung der Graphie *-os*, statt *-us*, in Nominativendungen. Dieses aus dem Altlatein stammende *-os* wurde in der Anfangsperiode der klassischen Zeit gern beibehalten, und zwar nach vorhergehendem *u:* man schrieb *seruos, tuos, suos* usw. (und im Akk. *seruom, tuom, suom*) anstelle von *seruus, tuus, suus* usw., weil man doppeltes *uu* als unschön empfand (vgl. Sommer, *op. cit.*, p. 143s.). Zur faktischen Aussprache hatten diese graphischen Gewohnheiten natürlich keinerlei Beziehung. Im Spätlatein nahm die Neigung, statt *-us* gelehrtes *-os* zu schreiben, wiederum zu; gräzisierende Bestrebungen trugen das Ihrige dazu bei. So zitiert Uddholm, *op. cit.*, p. 55, aus den merowingischen *Formulae Marculfi: apostolos, teleonos, prenotatos, legitimos* usw. (lauter Nom. sg., vgl. ferner noch Bengt Löfstedt, *op. cit.*, p. 91ss.). Obige Hinweise dürften für die Erklärung der Graphie II 3 *meos* einen Anhaltspunkt abgeben, möglicherweise auch für das *o* in I 4. 8 (zweimal) *meon*. Von phonetischer Umschreibung ist besonders die Graphie *meos* weit entfernt, da das endsilbige *u* von *méus* in der Zeit, die uns hier beschäftigt, schon längst tonlos geworden sein muß (vgl. NE[C]ULLUS > *neuls*). Und als Akkusativform haben wir in der damaligen Umgangssprache entweder MEUM > **men* > *mien*, oder MUM (belegt bei Vergil. Gramm., p. 47, 13 Huemer) > *mon* zu erwarten[18]. Für *meos* statt *meus* habe ich keine merowingisch-lateinische Parallele finden können; man vergleiche jedoch *Append. Senon.* III 8 (Walstra, p. 72) *tuos pater;* ferner den von Uddholm, *op. cit.*, p. 70 zitierten (höchst artifiziellen) Nom. sg. *illos*. Das abschließende *-n* in *meon* hingegen dürfte, da Parallelen hierfür fehlen, nicht auf gräzisierende oder sonstige gelehrte Tendenzen zurückgehen, sondern dem Einfluß des umgangssprachlichen *mon* zu verdanken sein (vgl. in unseren Eiden I 5, II 1 *son*).

Ein schon oft erörtertes Problem bieten uns einige Wörter, welche an solchen Stellen die Schreibungen *i* und *u* aufweisen, an denen man weder auf Grund der klassisch-lateinischen Vorbilder noch im Hinblick auf die vulgärlateinische oder

[18] Die unbetonten Akkusativformen des Possessivpronomens *mum, tum, sum* sind jedoch gewiß älter als Vergil. Gramm. (7. Jahrhundert). So warnt bereits die *Appendix Probi* (4. Jahrhundert) vor dem Fehler, *tum* für ein Possessivpronomen zu halten, vgl. KEIL, *GL* IV, p. 201, 17s.: *inter 'tuum' et 'tum' hoc interest, quod 'tuum' pronomen significat, 'tum' uero aduerbium esse demonstrat.*

altfranzösische Lautentwicklung jene Graphien erwarten würde. Die klassisch-lateinischen Vorbilder enthalten an den in Frage kommenden Stellen meistens – aber keineswegs ausnahmslos! – langes *ē* oder *ō*. Es handelt sich um folgende Wörter: I 3 *sauir, podir;* I 6 *dift, mi;* I 8 *prindrai;* II 4 *stanit;* ferner I 1 *amur;* I 3 *dunat;* I 5 *cum;* II 4. 5 *returnar;* II 6 *nun*. Die klassisch-lateinischen Vorbilder hierfür sind *sapĕre* (aber vulgärlat. *sapēre*), *posse* (vulgärlat. *potēre*), *dēbet, mē, prĕndere* (so auch im Vulgärlatein, cf. hierzu weiter unten), *stagnĕt, stannĕt* (so auch im Vulgärlatein, cf. ferner hierzu die Anmerkungen zur Übersetzung), *amōre(m), dōnat, quōmodo* (vulgärlat. *quōmo*), *retŏrnare* (hierfür könnte allerdings, wie wir gleich unten sehen werden, eine vulgärlateinische Dublette *returnare* existiert haben) und *nōn*.

Die Sprachforscher, die sich hierüber geäußert haben, lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen. Nach der Ansicht der einen (vgl. z. B. Meyer-Lübke, *Gramm. d. rom. Spr.* I, p. 90s., § 72; von Wartburg, *ZRPh. 57* (1937), p. 655s. und Politzer, *Free tonic closed 'e' in the Oaths of Strassburg, RomPhil. 5* (1952), p. 318ss.) sind die Graphien *i* und *u* als ungeschickte Umschreibungen der altfranzösischen Diphthonge *ei* und *ou* zu betrachten. Die andere Gruppe (so z. B. Tabachovitz, *Etude,* p. 53 und 58ss.; Hall, *Language* 1953, p. 319; De Poerck, *RGand. 1* (1953), p. 23ss.) will in der Verwendung der einfachen Symbole einen Beweis für den monophthongen Charakter der beiden Vokale erblicken. Um letztere Ansicht näher zu präzisieren, hat De Poerck, *loc. cit.,* noch eine zusätzliche These aufgestellt: die Graphien *i* und *u* seien als phonetisch getreue Umschreibungen der in dem frühesten Altfranzösischen an jenen Stellen gesprochenen Laute zu betrachten. Da jedoch nach dem Zeugnis des späteren Altfranzösischen diese *i* und *u* (die somit, nach De Poercks Ansicht, zweierlei phonologische Entsprechungen hätten: 1. kurze *ĭ* und *ŭ;* 2. lange *ī* < klass.-lat. Ē und *ū* < klass.-lat. Ō) nicht mit den übrigen *i* und *u* (die die langen Ī und Ū der klassischen Zeit fortsetzen) zusammengefallen sind, seien sie als spezielle Vokale $\check{i}^2$ und $\check{u}^2$ zu betrachten, die sich lautlich von den übrigen *i* und *u,* d. h. $\bar{i}^1$ und $\bar{u}^1$, unterschieden hätten (vgl. auch De Poercks Anwendung seiner Theorie auf die *Straßburger Eide,* p. 73ss.). Beide Theorien, die diphthongische wie die monophthongische, stimmen trotz sonstiger Differenzen darin miteinander überein, daß sie die genannten Graphien *i* und *u* als phonetisierende Umschreibungsversuche und nicht etwa als spätlateinische, rein graphische Gelehrsamkeiten (oder gar Spielereien) zu deuten versuchen.

Gegen die Ansicht, der Verfasser der Eide habe, in ungeschickter Weise, mit seinen Graphien *i* und *u* die altfranzösischen Diphthonge *ei* und *ou* umschreiben wollen, läßt sich einwenden, daß *i* und *u* auch dort verwendet worden sind, wo im Französischen niemals von einer Diphthongierung die Rede gewesen ist: I 8 *prindrai,* I 3 *dunat,* I 5 *cum,* II 6 *nun*. Außerdem hatte der Verfasser gar keine Veranlassung, den Diphthong *ei* < *ę* in ungeschickter Weise durch *i* wiederzugeben, weil er in I 5 *dreit* ein viel besseres, selbst gemachtes Beispiel dafür bei der Hand

hatte. Denn der von v. Wartburg, *loc. cit.*, hiergegen aufgeworfene Einwand, daß in *dreit* < DIRECTUM ein *ei̯*, und nicht diphthongisches *ei*, gesprochen sei, dürfte kaum stichhaltig sein, da auch in dem von v. Wartburg angenommenen Falle der Unterschied zwischen *ei* und *ei̯* unvergleichlich viel geringer gewesen wäre als der zwischen *ei* und *i*. Und schließlich muß darauf hingewiesen werden, daß auch der althochdeutsche Paralleltext hinreichende Anweisungen für die Schreibung von Diphthongen bot: vgl. *bruodher, duo, thiu, nohhein* (*nohheiniu*) und *eid*. Für den altfranzösischen Text wären jedenfalls *ei* und *uo* brauchbar gewesen.

Aber auch gegen De Poercks monophthongische Theorie, daß *i* wie i^2 und *u* wie u^2 gesprochen worden seien, lassen sich schwere Bedenken erheben[19]. Ich brauche hier nicht ausführlich zu wiederholen, was bereits andere Forscher in ihrer ablehnenden Kritik gegen De Poercks Theorien hervorgebracht haben: vgl. z. B. H. Lüdtke, *Die strukturelle Entwicklung des romanischen Vokalismus* (1956), p. 69 ss., und Bengt Löfstedt, *op. cit.*, p. 95 ss. Es sei nur an den schwerwiegenden Einwand erinnert, daß jene Theorie eine völlige Umkehrung unserer bisherigen, auf einem sehr umfangreichen Beweismaterial aufgebauten Vorstellungen von der historischen Entwicklung der vulgärlateinischen Sprache[20] zur Folge haben würde: *e* für klass.-lat. ĭ und *o* für klass.-lat. ŭ wären, wenn wir De Poerck Glauben schenken wollten, keine Vulgarismen mehr, sondern (hyperkorrekte) «umgekehrte Schreibungen». Der Hauptfehler jedoch, der De Poercks Ausführungen anhaftet, scheint

[19] Man sieht übrigens auch nicht recht ein, inwiefern in der Praxis der Umgangssprache ein i^1 von einem i^2, und ebenso ein u^1 von einem u^2 unterschieden werden konnten, ohne daß jedesmal ein Zusammenschmelzen der beiden fast identischen Laute erfolgt wäre. Unglaubhaft ist ferner De Poercks Ansicht, daß sich die klassischen quantitativen Differenzen zwischen den Vokalen, etwa zwischen ĭ und ī, auch im Spätlatein, ja sogar noch im gallischen Latein bis ins 8. Jahrhundert hinein (vgl. *op. cit.*, p. 76), erhalten hätten. Schon die Fehler gegen die klassische Prosodie, die sich bei spätlateinischen metrischen Dichtern aufweisen lassen, dürften zur Genüge demonstrieren, daß der Untergang der klassischen Quantitätsverhältnisse viel früher angesetzt werden muß (etwa im 3. Jahrhundert); vgl. hierzu die kurze Zusammenfassung bei SOMMER, *Handb.*, p. 130 (Beispiele von spätlateinischen und frühmittelalterlichen Fehlern gegen die klassische Prosodie gibt NORBERG, *Introduction à l'étude de la versification latine médiévale* [1958], p. 7 ss. mit weiterer Lit.).

[20] Der hier verwendete Terminus «vulgärlateinische Sprache» soll selbstverständlich nicht den Eindruck erwecken, als ob das Vulgärlatein bis ins frühe Mittelalter hinein als eine einheitliche, dialektisch undifferenzierte Sprache aufzufassen sei (man vergleiche zu dem Problem des Aufkommens vulgärlateinischer Dialekte weiter unten, p. 225 s.). Was besonders die Entwicklung der klassisch-lateinischen Vokale ĭ, ē und ŭ, ō anbelangt, sei auf einige (anscheinend recht archaische) dialektische Varianten auf Sardinien, in Mittel- und Süditalien und in Rumänien hingewiesen, die von LAUSBERG, *Rom. Sprachwiss.* I, p. 98 ss., § 158 ss., näher erörtert werden. Das galloromanische Sprachgebiet ist jedoch von jenen lokalen Abweichungen nicht betroffen worden.

mir wiederum darin zu liegen, daß von ihm für die Orthographie der frühmittelalterlichen Texte eine allzu große phonetisierende Konsequenz vorausgesetzt wird.

Die Inkonsequenzen in der Schreibung von *i, e* und *o, u* dürften sowohl in den frühmittelalterlichen lateinischen Texten wie in den Straßburger Eidesformularen (vgl. aus letzteren die Varianten *me, mi; eo, io; non, nun*) dadurch entstanden sein, daß bei diesen Schreibungen rein schulmännische, in der Praxis aber keineswegs immer einheitlich angewandte Kriterien eine größere Rolle gespielt haben als der Versuch, die wirkliche Aussprache phonetisch getreu in der Orthographie nachzuahmen. Ich möchte mit dieser These natürlich nicht behaupten, daß zwischen der frühmittellateinischen orthographischen Verwirrung auf diesem Gebiet und dem im Spätlatein erfolgten Zusammenfallen von einerseits klass.-lat. ē und ĭ und anderseits ō und ŭ kein ursächlicher Zusammenhang bestanden hätte. Jener Zusammenhang jedoch, der am Anfang einer seit Jahrhunderten immer weiter um sich greifenden Verwirrung steht, scheint in der uns hier interessierenden Zeit allmählich in den Hintergrund geraten zu sein. Im Vordergrund standen anscheinend (halb-) gelehrte Traditionen und Gepflogenheiten der frühmittelalterlichen (in unserem Falle vor allem solche der merowingischen) Schreibstube, die ich durch einen Vergleich zwischen den diesbezüglichen Straßburger Schreibungen und analogen spät- und mittellateinischen (vorzugsweise merowingischen) Graphien näher verdeutlichen möchte. Die spätlateinischen Beispiele entnehme ich der einschlägigen Fachliteratur (vgl. oben, p. 208).

So ließe sich der Konjunktiv II 4 *stanit* = *sta(n)net* (vgl. hierzu die oben der Übersetzung beigegebene Anmerkung) mit ähnlichen frühmittellateinischen Graphien wie *dit, clamit, ambulit* = *det* usw. vergleichen: cf. Bourciez, *Elém.*, p. 216, der noch auf die Frequenz dieser Konjunktivformen in lombardischen Texten des 8. Jahrhunderts hinweist. Anscheinend will dieser Gelehrte sie als lateinische Vorläufer von italienischen Konjunktiven vom Typus *canti* = *cantet* betrachten. Bengt Löfstedt, *op. cit.*, p. 50ss., weist aber darauf hin, daß derartige Graphien für Konjunktive auch in Gallien begegnen (Vielliard, *Le latin des diplômes ... de l'époque mérov.*, zitiert z. B. p. 20 *delectit, recusit*), wo sich in der Umgangssprache die *i*-Formen nicht weiter entwickelt haben. Er bevorzugt deshalb eine Erklärung, die vom rein formalen Anschluß an Konjunktivformen wie *sit, uelit* ausgeht. Und hierin dürfte B. Löfstedt recht haben; denn die irreguläre Endung *-it* wird gewiß in den Kreisen der nach Gelehrsamkeit haschenden Merowingerschreiber eine große Anziehungskraft ausgeübt haben. Es sei in diesem Zusammenhang ferner darauf hingewiesen, daß bereits beim Juristen Gaius aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. Verstöße gegen die richtige Unterscheidung zwischen Konj. Imperf. und Konj. Perf. (die anscheinend beide zu jener Zeit in der Umgangssprache ausgestorben waren) begegnen: er schreibt *Inst.* I 34 *pinseret* statt *pinserit*, I 123 *faceret* statt *fecerit* usw. Seit Tertullian kommen derartige Verstöße auch in der lateinischen Literatur-

sprache regelmäßig vor; ebenfalls wurden Formen wie *uelit* (oft *uellit* geschrieben)[21] und *uellet, possit* und *posset* miteinander verwechselt (cf. die Literatur bei Hofmann-Szantyr, p. 552): seit vielen Jahrhunderten muß somit die Konjunktivendung *-it* als ein Konkurrent von *-et* angesehen worden sein.

Die Schreibung I 6 *mi* erklärt sich am einfachsten dadurch, daß diese Dativform, die bereits seit vorklassischer Zeit neben *mihi* vorkommt, nach dem Untergange des Dativs in der lateinischen Umgangssprache als gelehrte Dublette von *me* im Frühmittelalter fortlebte (ein merowingisches Beispiel bei Vielliard, *op. cit.*, p. 6). Auch für I 8 *prindrai* besteht kein Mangel an frühmittellateinischen Parallelen, und zwar sind dies die Graphien *prehindere* und *prindere* (Belege und weitere Literatur bei B. Löfstedt, p. 30s.). Man hat manchmal in irrtümlicher Weise das *i* in *prindere* als Äquivalent eines langen lateinischen ē betrachten wollen[22]: die romanischen Abkömmlinge (so auch fr. *prendre*) setzen lediglich *prĕndere* voraus. Für das zeitgenössische Sprachempfinden war die Schreibung *prindere* somit nicht auffälliger als die bereits oben p. 209s. zitierten Graphien *in, int* usw. Vom historischen Standpunkt aus betrachtet, besteht aber der Unterschied, daß *in, int* usw. klassische Latinismen darstellen (*in, inde*), *prindere* jedoch (klass.-lat. *prendere*) einen spätlateinischen Manierismus. Wie dieser Manierismus entstanden ist, läßt sich schwer sagen. Vielleicht liegt eine rein graphische Angleichung an das anscheinend neu gebildete Partizipium Perf. **prīsus* für *prē(n)sus*[23] vor (vgl. fr. *pris*). Möglich wäre aber auch, daß *in* und *int* (*inde*) statt *en* und *ent* auf dieselben Buchstabenverbindungen in anderen Wörtern fortgewirkt haben, wie im langobardischen *uindere* = *uendere, minsis* = *mensis, consinsum* = *consensum* (cf. die Belege bei B. Löfstedt, *op. cit.*, p. 30)[24].

Anstelle der Infinitive I 3 *sauir et podir* erwartet man, im Hinblick auf afr. *saveir,*

[21] Bengt Löfstedt, *op. cit.*, p. 166, N 2, zitiert in diesem Zusammenhang mit Recht die Warnung der *App. Probi, uelit* und *uellit* nicht zu verwechseln; vgl. Keil, *GL* IV, p. 201, 33s.: *inter 'uelit' et 'uellit' hoc interest, quod 'uelit' uolentem significat, 'uellit' autem 'eruit' demonstrat.*

[22] Die von verschiedenen Sprachforschern vorausgesetzte Länge des *ē* beruht lediglich auf der Erwägung, daß dieses *e* ein Kontraktionsvokal ist (*prendo* < *prehendo*); mit Recht versieht Leumann, *Stolz' Gr.*, p. 106, diese durch kein weiteres Indizium gestützte Länge des Vokals mit einem Fragezeichen.

[23] Für *pri(n)sus* konnte ich keinen spätlateinischen Beleg finden; B. Löfstedt, *op. cit.*, p. 30, verzeichnet einige Komposita mit *-prehinsus, -insa.*

[24] Bei *minsis* und anderen Wörtern mit dem Element *-ins-* statt *-ens-* (Beispiele bei Pirson, *Le latin des formules mérov. et carol.*, p. 849, und Vielliard, *op. cit.*, p. 17) dürfte Beeinflussung durch das Suffix *-i(n)sis* = *-ensis* vorliegen. Die besonders in geographischen Adjektiven häufig begegnende Schreibung *-i(n)sis* dürfte ihrerseits ein Erzeugnis gräzisierender Gelehrsamkeit sein und auf Angleichung an -ήσιος, das spätgriechisch wie -ίσιος gesprochen wurde, beruhen (vgl. Ἰθακήσιοι = *Ithacenses,* Φιλιππήσιοι = *Philippenses;* zu letzterem auch Blass-Debrunner, *Neutestament. Gramm.*, p. 6, § 5, 2).

savoir und *pooir* (prov. *poder*), die Schreibung *sauer et poder*. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß lat. *sapio* von alters her einem Verbum der 4. Konjugation sehr ähnlich war: *sapiui* belegt Sommer, *Handb. der lat. Laut- und Formenlehre,* p. 573, bereits aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., *sapitum* p. 612 bei Augustin (der *Epist.* 3, 5, p. 9, 14–16 [Goldbacher] schwankt zwischen *sapĭtum* und *sapītum*)[25]; ein spätlateinischer Inf. **sapire,* vielleicht sogar noch besonders gestützt durch die Existenz des Synonyms *scire,* dürfte gewiß vorgekommen sein. In diesem Falle wäre *sauir* eine halbgelehrte Graphie, die ihrerseits wiederum *podir* nach sich gezogen hätte. Die zahlreichen spätlateinischen Übergänge von Verben auf *-ēre* in solche auf *-ire* haben bekanntlich die schriftliche Verwendung von *-ire* auch in solchen Fällen aufkommen lassen, in denen die Umgangssprache am alten *-ēre* festhielt (cf., um nur ein Beispiel aus den von Uddholm, p. 90 s., angeführten Zitaten herauszugreifen, spätlat. *manire* gegenüber afr. *manoir* < *manēre*); dieser Umstand dürfte die Bereitschaft, *podir* zu schreiben, noch vergrößert haben.

Für I 6 *dift* habe ich ebenfalls keine genaue merowingische Parallele (etwa **diuet,* **dibet*) finden können, wohl aber *dibiat* (*dibiad*), *dibirit* (*diberimmus*), *dibuissit* (vgl. Vielliard, *op. cit.,* p. 8. 21 ss. und 53; Uddholm, *op. cit.,* p. 90). Man fragt sich, ob hier nicht gegenseitige Beeinflussung von *debet* und *licet* vorliegt, da das *ē* von *dēbet* und das *ĭ* von *licet* identische Laute geworden waren: dies würde auch die «unregelmäßige» Schreibung *lecit* (= *licet*) im Merowingerlatein erklären (belegt von Vielliard, *op. cit.,* p. 11).

Wenden wir uns nunmehr den Wörtern zu, in denen *u* für *o* steht. In I 5 ist die Schreibung *cum* statt *com* (wie in *Eulalia* v. 19) darauf zurückzuführen, daß einerseits *quomodo* > *quomo* (Beleg aus dem 7./8. Jahrhundert bei Svennung, *Unters. z. Pallad.,* p. 510) > *com* und anderseits *cum* (das übrigens in Gallien in der Umgangssprache inzwischen ausgestorben sein dürfte) lautlich zusammengefallen sind. Aus diesem Grunde wurden auch im Merowingerlatein *quomodo* und *cum* des öfteren miteinander verwechselt (vgl. Uddholm, *op. cit.,* p. 181).

Das *u* in I 1 *amur* ist anscheinend eine Folge der im Spätlatein auftretenden Verwechslung der Suffixe *-or* und *-ura* (vgl. Meyer-Lübke, *ALLG 8,* p. 319 ss.; *Einf.,* p. 203, § 301; und neuerdings u. a. Bengt Löfstedt, *op. cit.,* p. 74). Demzufolge begegnen seit dem Spätlatein Dubletten wie *feruura*: *feruor, ardura*: *ardor* usw.; in Gallien gingen bekanntlich die maskulinen Abstrakta auf *-or* in Feminina über (Belege aus Gregor. Tur. bei Bonnet, *op. cit.,* p. 503 s.).

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei II 4. 5 *returnare.* Bereits in klassischer Zeit scheint die Orthographie einiger Wörter mit der Lautgruppe *-urn-* oder *-orn-* schwankend gewesen zu sein: Sommer, *Handb.,* p. 65, zitiert die Dubletten *furnus*:

[25] AUGUSTIN, *loc. cit.*: *'iactum', 'captum' aliud, aliud 'fugitum', 'cupitum', 'sapitum'. ... quae item tria utrum paenultima longa et inflexa, an graui breuique pronuntianda sint, similiter nescio.*

fornus, furnax: *fornax*. Auf die Frage, weshalb einerseits *furnus* mit *u* und anderseits *fornax* mit *o* «klassisch» geworden sind, ließe sich kaum eine befriedigende Antwort geben. Vielleicht waren in der klassischen Zeit bei der Aussprache der Wörter mit dem Element *-urn-*: *-orn-* gewisse lokal und sozial bedingte Differenzen vorhanden. Wie dem auch sei, im Spätlatein scheint diese orthographische Unsicherheit sich auf Wörter mit ähnlichen Lautgruppen ausgedehnt zu haben; vgl. *Appendix Probi*, Nr. 25, *formica non furmica*, Nr. 59. 145 *turma non torma*. Und was unser *turnare* betrifft, zitiert Bonnet, *op. cit.*, p. 131, ein Beispiel aus Gregor. Tur. (*turnauit*); langobardische Beispiele führt B. Löfstedt, *op. cit.*, p. 83 s., an, der außerdem auf die handschriftliche Graphie *turnum* bei Lukrez 4, 361 (sowohl Cod. *O* wie *Q*) aufmerksam macht. Anscheinend liegt hier ein in spätlateinischen Schreibstuben gepflegter orthographischer Manierismus vor.

Sehr artifiziell ist auch die Graphie II 6 *nun*, gegenüber «korrektem» *non* in II 4 (das zweite Mal). Es lassen sich einige spätlateinische Belege für *nun* anführen (cf. Haag, *Fredegar*, p. 13; Slijper, *Form. Andec.*, p. 47; Prinz, *De 'o' et 'u' vocalibus*, p. 67); *non* überwiegt jedoch überall bei weitem, auch in Texten von stark vulgärer Färbung. Vielleicht ist unser *nun* auf Einfluß der Negation *nunquam* zurückzuführen, deren erste Silbe in gleicher Weise ausgesprochen (und deshalb später *nonque* geschrieben) wurde[26]. Keinen spätlateinischen Beleg hingegen habe ich für I 3 *dunat* finden können. Nachdem sich aber bei den bisher zur Erörterung gestellten Graphien herausgestellt hat, daß sie auf archaisierenden, analogisierenden oder etymologisierenden Bestrebungen der Schreibstuben und nur ganz nebenbei auf Beobachtungen aus der täglichen Umgangssprache beruhen, wird man nicht so leicht nach einer phonetischen Erklärung für die Schreibung *-un-* statt *-on-* (etwa einer geschlossenen Aussprache von *o* vor *n*, so noch De Poerck, *RGand. 1* [1953], p. 72 s.)[27] greifen. Die französische Sprachgeschichte lehrt uns außerdem, daß das *u* in *dunat* wahrscheinlich anders ausgesprochen wurde als in *amur* (obgleich dieser Vokal in beiden Fällen betont ist), da *amur* > *amour, ameur* wurde, dagegen *dunar* > *donner*[28]. Eine nähere Erklärung für die Schreibung *u* in *dunat* vermag ich jedoch nicht zu geben (cf. auch oben p. 197/98, N 3a).

[26] Recht unwahrscheinlich scheint mir somit die von Tabachovitz, *Etude*, p. 48 ss., vorgetragene Ansicht zu sein, nach der *non* als unbetonte, *nun* hingegen als emphatische Negation zu werten sei.

[27] Auch die Ansicht von De Poerck, daß jede der beiden Schreibungen *-un-* und *-on-* auf gewisse Gegenden der Romania konzentriert sei und daß die Existenz der beiden Graphien somit auf dialektischer Differenzierung in der Aussprache beruhe, scheint einer genaueren Prüfung gegenüber nicht standzuhalten: vgl. B. Löfstedt, *op. cit.*, p. 75/76, N 1.

[28] Wallensköld, *Festschr. Voretzsch*, p. 104, und Hall, *Language 29*, p. 321, nehmen, und zwar auf Grund der orthographischen Gleichheit, für *u* in *amur* und *dunat* jedesmal dieselbe Aussprache an: ersterer umschreibt die beiden Wörter phonetisch mit *aˈmo:r*, *ˈdo:neθ* letzterer phonologisch mit */amóʌr/*, */dóʌnat/*.

Dem spätlateinischen Bestreben, eine analogisierende Orthographie herzustellen, verdanken wir ferner die Schreibungen I 6 *fradra* (neben I 4. 8; II 2 *fradre*) und II 3 *sendra* < SÉN(IO)R. Als Muster für die Umschreibung von *r* + *Stützvokal* dienten anscheinend die lateinischen Präpositionen auf *-ra: contra* (das auch in unseren Eiden begegnet: II 6), *intra, extra, ultra* usw.; im späteren Altfranzösischen ging man auf *-re* über: *contre, entre, estre, oltre* (oder *outre*), usw.

Bei den Wörtern jedoch, die nach der lateinischen 2. (*-o-*) Deklination flektiert wurden, verwandte man für *r* + *Stützvokal* die Graphie *ro,* ebenso für *l* und *n* in dieser Funktion *lo* und *no,* vgl. I 1 *poblo, nostro;* I 4, II 2 *Karlo* (aber I 9 *Karle*); I 9 *damno.* Daß in diesem komplizierten System sich allerhand Inkonsequenzen einschleichen mußten, wie die soeben zitierten Graphien *fradre* und *Karle,* versteht sich von selbst.

Ähnlich ist II 4 *suo part* statt *sua part* zu beurteilen. Vielleicht hat das *o* im gleich darauf folgenden *lo* (*de suo part non lo stanit*) diese Schreibung verursacht. Andere spätlateinische Texte weisen ähnliche Verstöße gegen die Logik der klassischen Grammatik auf (Uddholm, *op. cit.,* p. 67, zitiert z. B. *illo in ipso urbe* statt *ipsa urbe,* wohl unter Einfluß von *illo;* einen entgegengesetzten Fehler bietet *Senon. App.* IV 1, p. 74 [Walstra], *de fide uacua ... falsatore* anstelle von *uacuo,* wo das vorhergehende *fide* nachgewirkt hat): man sollte II 4 *suo* somit nicht in *sua* «emendieren», wie dies u. a. noch von Hall, *loc. cit.,* getan wird. Die Schreibungen *nostro, damno* usw., die einen völlig klassisch-lateinischen Eindruck machen, kommen im Merowingerlatein so häufig vor, und zwar auch dort, wo man nach der grammatischen Regel eine Akkusativform auf *-um* erwartet, daß das Anführen von Belegstellen hierfür überflüssig ist; für *fradra* hingegen (und a fortiori für *sendra*) habe ich keine merowingische oder sonstige spätlateinische Parallele finden können. Die Graphie *-ra* paßt jedoch besonders gut in den Rahmen merowingischer Schreibgewohnheiten.

Direkter Anschluß an das Merowingerlatein liegt wiederum vor in der Schreibung I 7 *plaid* anstelle von *plait* < PLAC(I)T(UM); man vergleiche nur I 5 *dreit* < D(I)-RECT(UM). Obgleich die Sonorisierung der Tenues in intervokalischer Stellung sich bereits hie und da auf vulgärlateinischen Inschriften des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Pompeji) belegen läßt, begegnet sie in größerem Umfang erst seit dem 5./6. Jahrhundert in Frankreich und benachbarten Gebieten (Norditalien, Kastilien)[29]. Demnach ist auch das *-d-* im merowingischen *placidum* (Belege bei Uddholm, *op. cit.,*

[29] Zu der geographischen Verbreitung der Sonorisierung der Tenues vgl. LAUSBERG, *Rom. Sprachwiss.* II, p. 29ss., § 360ss., und B. LÖFSTEDT, *op. cit.,* p. 139ss. In den Straßburger Texten wird die Sonorisierung regelmäßig in der Schreibung zum Ausdruck gebracht; vgl. *poblo, sauir, podir, fradre* (*fradra*), *aiudha, cadhuna, sagrament.* Bei *sagrament* jedoch entspricht das *g* vielleicht schon nicht mehr der tatsächlichen Aussprache des 9. Jahrhunderts (cf. infra).

p. 45) zunächst auf Einfluß der lautlichen Entwicklung zurückzuführen. In unserem *plaid* jedoch ist das abschließende *-d* nur noch ein Produkt merowingischer Schreibergelehrsamkeit. Auch in II 2 *sagrament* wird, infolge einer in den Schreibstuben aufgekommenen halbgelehrten Tradition, eine merowingisch-lateinische Schreibart (*sagramentum;* vgl. z. B. den Beleg bei Vielliard, *op. cit.*, p. 47) beibehalten, obgleich in der zeitgenössischen Umgangssprache wahrscheinlich bereits *saịrəˈmẹnt* (vgl. afr. *sairement*) gesprochen wurde.

Das bisher Erörterte dürfte in hinreichender Weise dargelegt haben, wie tief die Orthographie unserer Straßburger Eidestexte in der lateinischen, besonders spätlateinischen und merowingischen Schreibertradition verwurzelt ist. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist obige Übersicht keineswegs vollständig gewesen; denn wenn man die Tendenzen der altfranzösischen Sprachentwicklung berücksichtigt, würde man, vom phonetisierenden Standpunkt aus, in unseren Texten Schreibungen wie *saluerai, saluement* (vgl. dazu das soeben erörterte *sagrament* statt *sairement*)[30], *c(h)ed(h)une* (vgl. afr. *cheun*), *christien* (vgl. *Eulalia* v. 14 *christiien,* 21 *pagiens*), *fredre, saluer* (vgl. *Eulalia* v. 9 *pleier* < *plicare,* 26 *preier* < *precare*) usw. erwarten. Statt dessen schrieb der Verfasser der Eide I 3 *saluarai,* I 2 *saluament,* I 5 *cadhuna,* I 1 *christian* (Hs. *xp̄ian*), I 4 *fradre,* I 6 *saluar.*

Wenn wir schließlich die Frage aufwerfen, wann diese altfranzösische Schriftsprache aufgekommen ist, von der wir zufälligerweise in den Straßburger Eidesformularen ein Spezimen erhalten haben, so ließe sich hierüber gewiß eine Vermutung aussprechen. Als die seit ca. 750 immer siegreicher vordringende karolingische Schulreform ein wiederentdecktes künstliches Grammatikerlatein einführte, stellte sich heraus, daß man das alte Merowingerlatein doch nicht völlig entbehren konnte: bei zahlreichen Gelegenheiten empfand man das Bedürfnis nach einem geeigneteren Medium für die schriftliche Festlegung von Äußerungen aus dem täglichen Leben, als dieses von der nunmehr gründlich antikisierten lateinischen Schulgrammatik dargeboten wurde. Wenn man z. B. zu lateinischen Texten (z. B. Predigten) allgemein verständliche Rand- und Interlinearglossen schreiben, Zeugenaussagen, eidliche Versprechen oder Gelöbnisse wörtlich aufzeichnen, der ungeschulten Gemeinde einen erbaulichen Spruch, ein Gebet oder religiöses Lied in den Mund legen wollte, war das Merowingerlatein für solche Zwecke viel handlicher als das klassische Latein. Wenn im Jahre 813 von dem Konzil von Tours den Kirchenpredigern vorgeschrieben wird (vgl. die bekannte Stelle in *MGH Leg.* III/2, p. 288), daß *easdem omelias quisque aperte transferre studeat in rusticam romanam aut thiotiscam, quo facilius cuncti possint intellegere quae dicuntur,* so setzt dieses Dekret voraus, daß zumindest 813 in Handbüchern mit lateinischen Predigten Interlinearversionen in «romanischer» und deutscher Sprache hinzugefügt werden konnten.

[30] Einige merowingische Graphien scheinen den Übergang *-ament(um)* > *-ement(um)* bereits anzudeuten; so zitiert Pirson, *op. cit.*, p. 861, *aerementum* und *ferrementum.*

Wir können uns jetzt nach der Analysierung der Straßburger Texte auch sehr gut vorstellen, wie das Schriftbild jener Versionen im Jahre 813 ausgesehen hat: zweifellos stand es dem alten Merowingerlatein viel näher als die Straßburger Texte aus dem Jahre 842.

Nachdem nun, spätestens seit 813, die Vorstellung von der besonderen Existenz einer *lingua romana rustica* sich verbreitet hatte, ging die selbständige Entwicklung der für jene *romana rustica* verwendeten Schriftsprache schnell voran: sowohl in der Wiedergabe des Satzbaues und der Morphologie wie in der Handhabung der Orthographie strebten die Schreiber nach einer besseren Anpassung an den wirklichen Sprachgebrauch und den reellen Lautbestand des Altfranzösischen. In der Folgezeit, d. h. nach 842, ging diese Anpassung in noch schnellerem Tempo vor sich. Ich brauche nur an die nächste uns bekannte Etappe in der Entwicklung der französischen Schriftsprache zu erinnern, die Sequenz der heiligen Eulalia, die etwa aus dem Jahr 880 stammt (aber auch in dieser Sequenz herrscht, zumal auf orthographischem Gebiet, kein Mangel an Latinisierungen)[31].

Fassen wir zusammen. Das wichtigste Ergebnis dieses Aufsatzes dürfte die Feststellung sein, daß das Schriftbild der Eidesformulare erst in zweiter Instanz von phonetisierenden Bestrebungen beeinflußt worden ist: im Vordergrund stehen allerhand antiquarische, gelehrte (d. h. in der Praxis sehr oft halbgelehrte) Überlegungen. Das Modell für diese antiquarischen Überlegungen war die lateinische Schriftsprache des Frühmittelalters, genauer ausgedrückt: das Merowingerlatein. Die Straßburger Texte eignen sich aus diesem Grunde ziemlich schlecht für phonetische Untersuchungen: sie können u. a. keine Auskunft geben über viel erörterte Probleme wie das der Diphthongierung der Vokale *ę* > *ei*, *ę* > *ie*, *ǫ* > *ou* (*eu*), *ǫ* > *uo*; ebensowenig über die Frage, ob bereits *ca-* (oder *ka-*) > *cha-* (d. h. *tʃa*) geworden sei (vgl. I 5 *cadhuna, cosa* < CAUSA; I 4, II 2 *Karlo,* I 9 *Karle,* II 3 *Karlus*). Hier können nur allgemeine sprachhistorische Betrachtungen helfen sowie die Erwägung, daß die Orthographie der nur ca. 40 Jahre jüngeren Eulaliasequenz in vielen Fällen fortschrittlicher ist als die der beiden Eidestexte. Inzwischen sei noch hervorgehoben, daß die orthographischen Latinisierungen in den Straßburger Texten unvergleichlich viel zahlreicher sind als die Latinismen auf dem Gebiete der Wortwahl

[31] C.C. RICE, *The Phonology of Gallic Clerical Latin after the Sixth Century,* Diss. Harvard 1902, p. 10s. (mir nur bekannt aus der Besprechung von H. LÜDTKE, *Zum Problem der Straßburger Eide, ASNS* 1963, p. 391ss.), vermutet, daß die weitere Loslösung der französischen Orthographie aus der merowingischen Tradition durch die Einführung der neuen karolingischen Schulaussprache des Lateins beschleunigt worden sei. Die Vermutung ist gewiß nicht unbegründet. Was jedoch die alte merowingische Aussprache des Lateins betrifft, machen die vielen, irregulären Orthographien und besonders die häufigen halbgelehrten Spielereien auf diesem Gebiet es recht unwahrscheinlich, daß jemals konsequente Entsprechungen zwischen dem merowingischen Schriftbild und der tatsächlichen Aussprache jener Zeit existiert hätten.

und der Syntax: latinisierende Wortwahl liegt höchstens in I 2 *ist* und *di* (*d'ist di in auant*) vor und, wenn mein Deutungsversuch richtig ist, in II 4 *stanit* = *stannet* im Sinne von 'befestigt', 'verwahrt', 'erhält aufrecht'. In syntaktischer Hinsicht fällt das latinisierende *ab* in I 7 *ab Ludher nul plaid nunquam prindrai* auf, obgleich hier die Möglichkeit, daß *prendere a(d)* 'entgegennehmen von' im frühesten Altfranzösischen eine geläufige Konstruktion war (cf. die oben p. 202 zitierten merowingischen Parallelen wie *obtinere ad*) und *ab* somit als latinisierende Graphie für *a(d)* zu betrachten ist, nicht völlig ausgeschlossen werden kann[32].

Die vielen Parallelen aus den vorhergehenden lateinischen Sprachperioden, die in obiger Untersuchung den Straßburger Graphien zur Seite gestellt werden konnten, dürften genügend Anhaltspunkte für die Behauptung bieten, daß von jeher in der Geschichte der lateinischen Sprache die phonetisierenden Schriftbestrebungen von antiquarischen gelehrten Tendenzen durchkreuzt worden sind, freilich in der Regel nicht in demselben (manchmal recht chaotisch anmutenden) Ausmaße wie im Merowingerlatein. Ich erinnere hier beispielshalber nur an die Graphie *ae*, die seit etwa dem 2. Jahrhundert v. Chr. in weiten Kreisen der römischen Bevölkerung wie (langes) *ę̄* gesprochen wurde; obgleich dieses *ae* bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. (cf. Väänänen, *op. cit.*, p. 37ss., anläßlich der pompejanischen Inschriften) häufig mit kurzem *ĕ* (d. h. *ę̆*) verwechselt wurde, haben die lateinischen Schulen es durch die ganze Antike hindurch (auch nachdem die quantitativen Differenzierungen völlig geschwunden waren) beibehalten. Aus der Überfülle an schulmäßigen Schreibungen, welche die lateinische Sprachgeschichte aufweist, möchte ich noch zwei weitere altlateinische Beispiele herausgreifen. So schlug im 2. Jahrhundert v. Chr., als bereits *ei* wie *ī* ausgesprochen wurde, der auch in grammatischen Fragen interessierte Satiriker Lucilius verschiedene gelehrte Differenzierungen rein graphischen Charakters vor: man sollte (*Fr.* 377/9 Warmington) Gen. sg. *pueri* von Nom. pl. *puerei* unterscheiden, ebenso (*Fr.* 384/7) *pilum, pila* 'Mörserkeule(n)' von *peila* 'Wurfspieße' (hierzu Sommer, *op. cit.*, p. 73s.; 338; ferner Warmington, *Remains of Old Latin* III, p. 114ss.). Diese und ähnliche Vorschläge drangen auf die Dauer nicht durch (obgleich die pompejanischen Inschriften noch verschiedene Graphien mit *ei* aufweisen, cf. Väänänen, *op. cit.*, p. 35s.; weitere inschriftliche Zitate aus der frühen Kaiserzeit bei Lommatzsch, *ALLG 15*, p. 129ss.), wohl dagegen die ebenfalls im 2. Jahrhundert v. Chr. vorgenommene Restitution des abschließenden *-m* (besonders in Akkusativendungen wie *-am, -um, -em* usw.). Dieses rein graphische *-m*, das von geringfügigen Ausnahmen abgesehen in der Umgangssprache niemals lebendig gewesen ist (cf. Sommer, *op. cit.*, p. 300ss., Niedermann,

[32] H. Lüdtke, *VRom. 23*, p. 9, macht noch auf einen weiteren syntaktischen Latinismus aufmerksam, und zwar das Fehlen des bestimmten Artikels: z. B. in II 2 *sagrament* anstelle von *lo sagrament* (vgl. in der althochdeutschen Parallele *then eid*).

Phonétique, p. 103s.), dürfte, zum Teil wenigstens, auf gräzisierende Bestrebungen der Grammatiker zurückzuführen sein (Nachahmung von gr. -αν, -ην, -ον, -ιν)[33].

Man kann somit behaupten, daß während der ganzen lateinischen Sprachgeschichte die Orthographie sich immer nur mit einiger Verspätung den inzwischen eingetretenen Änderungen in der Lautgestaltung angepaßt hat. Solche Verspätungen konnten sich, je nach den Umständen, über längere oder kürzere Perioden ausdehnen; sehr oft aber wurden die veralteten Graphien infolge sie durchkreuzender Tendenzen von antikisierender und grammatisierender Herkunft überhaupt nicht beseitigt. Was unsere Eidesformulare anbelangt, stellt die Graphie *-dh-* (für spirantisches *đ*, cf. I 4, II 6 *aiudha;* I 5 *cadhuna;* I 7 *Ludher;* II 1/2. 6 *Lodhu[u]ig[s]*; dagegen mit inkonsequentem *-d-*: I 3 *podir;* I 4. 6. 8, II 2 *fradre, -dra*) einen kurzlebigen und isoliert gebliebenen Versuch dar, eine verhältnismäßig junge lautliche Entwicklung phonetisierend zu umschreiben. Anderseits hat sich das dem Infinitiv angehängte *-ai* (< HABEO), das als eine ziemlich junge Periphrase des Futurums zu betrachten ist (I 3 *saluarai,* I 8 *prindrai*), bis auf heute behaupten können[34]. Die im 9. Jahrhundert n. Chr. bereits recht archaische Schreibung I 8 *qui* mit *qu-* lebt (trotz verschiedener Neuerungsversuche, vgl. z. B. *Eulalia* v. 6. 12 *chi*) ebenfalls noch heutzutage fort[35].

Die Ungleichmäßigkeiten in der Entwicklung der Orthographie, deren chaotische Wirkung öfters noch durch altertümelnde Tendenzen morphologischer und syntaktischer Art erhöht wird, verleihen den meisten lateinischen Texten, auch denen, die von klassisch-grammatischer Reinheit ziemlich weit entfernt sind, ein gewisses artifizielles Gepräge. Dieser Umstand ist bereits von mehreren Latinisten, vgl. besonders Einar Löfstedt, *Late Latin* (1959), p. 39ss. («*Local Variation in Latin*»)[36], für die auffällige Tatsache verantwortlich gemacht worden, daß die wiederholt vorgenommenen Untersuchungen nach dem Vorhandensein dialektischer Differenzierungen im lateinischen Sprachgebiet immer wieder so geringe Resultate gezeitigt haben. Auch Bengt Löfstedt kommt in seinen *Studien über die Sprache der lango-*

[33] Durch die Wiedereinführung des *-m* wurde, nach griechischen Mustern wie χώρα: χώραν, in gewissen Fällen eine (rein graphische) Differenzierung zwischen einigen in der Umgangssprache gleichlautenden Deklinationsformen erzielt, vgl. *terra* (Nom. Sg.): *terram* (Akk. Sg.) und *consule* (Abl. Sg.): *consulem* (Akk. Sg.).

[34] Daß in unseren Texten gerade in der Orthographie der Konjugationsformen des Futurums eine stärkere phonetisierende Tendenz hervortritt, dürfte damit zusammenhängen, daß sich das neue romanische Futurum zu weit von dem klassisch-lateinischen entfernt hatte, um noch «latinisierend» wiedergegeben werden zu können.

[35] Das lateinische Gepräge der französischen Orthographie sowohl des Mittelalters wie der Neuzeit wird ausführlich besprochen von CH. BEAULIEUX, *Histoire de l'orthographe française,* Paris 1927; man vergleiche das abschließende Urteil, p. 361: «Ainsi notre orthographe, à toutes les époques, a été rapprochée du latin.»

[36] Weitere Literatur über das Problem der dialektischen Verästelung des Lateinischen bei VÄÄNÄNEN, *Introduction au latin vulgaire* (1963), p. 20ss.

bardischen Gesetze, p. 207 ss., auf dieses Problem zu sprechen und möchte, im Gegensatz zu Einar Löfstedt u. a., die Möglichkeit, daß «die uns in spätlateinischen Texten entgegentretende Uniformität lediglich als eine schriftsprachliche Decke zu betrachten sei, unter der sich eine weitgehende dialektische Differenzierung der Alltagssprache verberge», durch einen Hinweis auf die Existenz großer, dialektisch wenig differenzierter Sprachräume aus der neueren Zeit in Abrede stellen. Besonders die Einheitlichkeit des Englischen und des Spanischen auf dem amerikanischen Kontinent könne als Parallele für die Erklärung der Uniformität der vulgärlateinischen Romania herangezogen werden.

Ich bezweifle die Richtigkeit der von Bengt Löfstedt über die Uniformität des lateinischen Sprachgebiets vorgetragenen Meinung. Das in obigen Zeilen vorgelegte Material hat jedenfalls für die Zeit, in der die *Straßburger Eide* niedergeschrieben wurden, das Vorhandensein einer recht dicken «schriftsprachlichen Decke» sehr wahrscheinlich gemacht. Jene Decke war das Produkt einer Schreibertradition, die sich über viele Jahrhunderte ausdehnte: am Anfang standen die etruskisierenden und gräzisierenden Orthographien der Altlateiner und am Ende die altertümelnden Gelehrsamkeiten der Merowinger, die bisweilen in analogisierende und etymologisierende Spielerein geradezu ausarten konnten. Das auf solche Weise zustande gekommene artifizielle Schriftbild ist wohl in erster Linie dafür verantwortlich zu machen, daß die Straßburger Eidesformulare so wenige Anhaltspunkte für ihre dialektische Beheimatung bieten. Am ehesten käme noch die bereits oben p. 194 erwähnte Schreibung I 3 *sauir* (anstelle von **sabir* oder *saber*) in Betracht, um die von einigen Gelehrten vorgeschlagene Lokalisierung in Nordfrankreich plausibel zu machen. Aber auch in den vorangehenden Jahrhunderten ist die Uniformität des Vulgärlateins wohl nur eine scheinbare gewesen, da auch in jenen Perioden der Eindruck der Einheitlichkeit lediglich auf schriftlichen Quellen beruht. Meines Erachtens kann der Vergleich mit der englischen und spanischen Kolonistensprache in Amerika höchstens für das Latein der früheren Kaiserzeit zutreffen. Nachdem aber infolge des chaotischen Zustandes, in dem sich das römische Reich während eines großen Teiles des 3. Jahrhunderts befand, die Provinzen immer mehr auf sich selbst angewiesen waren, fielen die Bedingungen für die Erhaltung einer über das ganze Reich verbreiteten gleichförmigen Umgangssprache weg. Und die Auflösung des Reiches im 5. Jahrhundert kann, trotz des zähen Fortlebens des Schreibstubenlateins, kaum eine andere Wirkung gehabt haben als die weitere Differenzierung der örtlichen Umgangssprachen.

Utrecht *H. L. W. Nelson*